

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 12.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 14. Juni 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Eine Seemanns-Mutter.

Ein Bild von der deutschen Küste.

Von Friedrich Meister.

Auf der flachen Höhe des bewaldeten Uferhanges, umsäumt von dichten Schwarzdornknicks, stand Peter Winter's, des Rätiners, kleines Gehöft. Im Grunde einer langen, gewundenen Schlucht, welche das Gehöft und dessen Koppeln auf drei Seiten umließ, schlich ein leichtes Bächlein über Lehm und Steingeröll dem Meere zu. Dichtes, hohes Laubgehölz wogte und rauschte allenthalben an den Hängen, und an windigen Abenden, wenn ich auf der Bank vor des Rätiners Thüre, oder, zu späterer Stunde, in der weiten, halbdunklen Küche vor dem gastlichen Herdfeuer saß, war die ganze Luft mit unaufhörlichem, ernst-melodischem Tosen erfüllt, welches, bald in helleren Tönen anschwellend, bald in tiefem dröhnenden Hauch ersterbend, sich in seltsam gleichmäßigem Rhythmus bewegte. Ich kannte nichts Schöneres, als so zu sitzen und dieser die Seele ergreifenden Musik zu lauschen. Manchmal war es, als seien die Wipfel und Zweige endlich todtmüde und erschöpft, und als wollten sie einschlafen. Da aber erhoben sich alle

Winde zu erneutem, einmütigem Ansturm, die Wipfel fuhren mit pfeisendem Sausen tief hernieder, um sich dann wieder, leuchtend und zitternd, emporzurichten, neuen tyrannischen Uebermuthes gewärtig. Ich lernte auch die Stimmen der einzelnen Baumarten unterscheiden. Die Fichten erschienen mir immer am mißlaunigsten; die Klagen der Birken, der zarten Frauen unter den Waldbäumen, erinnerten mich an leises, leidenschaftliches Weinen, in den tiefen, etwas heiseren Tönen der Buchen und Erlen aber klang es wie ernstster Triumph.

Das träge Bächlein hatte Sommer und Winter denselben niederen Wasserstand, und gleich nach seinem Heraustraten aus der Schlucht verzweigte es sich auf dem flachen Küstenfande in unzählige kleine Rinnsale, die, jedes nach seiner Weise, in vielfachen Windungen der grün erdgrünenden See zutrebten. Ein wenig oberhalb des zur Kathe gehörigen Gärtchens führte eine schmale Planke über die Schlucht, und gern stand ich hier, um hinabzuschauen auf die Gebüsche und breitblättrigen Sumpfgewächse, zwischen denen das Wasser des Bächleins heraufglitzerte. Jeder, der von der Geest her zum Dorfe kam, mußte über diese Planke gehen, und wenn Peter Winter am Fenster seines Stübchens saß, konnte er, trotz der nicht unbedeutenden Entfernung, die Daherkommenden leicht erkennen, denn sobald dieselben die Planke betreten hatten, zeichneten sich ihre

Gestalten scharf gegen das Stück Himmel ab, das dort in der breiten Lücke des Gehölzes sichtbar wurde.

Peter Winter war ein sehr ruhiger, überlegter Mann, der nur selten, und auch dann nur wenig, sprach. Seinem massiven Antlitz sah man stetes, grübelndes Nachdenken an, und in seinem ganzen Gebahren, in den gemessenen Bewegungen seiner starken Gliedmaßen, lag ein Ausdruck in sich abgeschlossener Männlichkeit und innerer Stärke. Wer ihm auf der Landstraße jenseits des kleinen Gehölzes, oder im nahen Dorfe, oder auf einem der Fußsteige im Geestlande begegnete, wie er, vor sich hinblickend, die buschigen Brauen zusammenzog und in der hartnäckigen Verfolgung eines Gedankens ab und zu mit dem Kopfe nickte, der schaute sicher noch ein- oder zweimal nach ihm zurück. Frau Winter war eins jener frischen, kräftigen, intelligenten Weiber, wie man sie in unseren Küstenländern so mannigfach findet; ihre Bildung war eine äußerst geringfügige, aber an gesundem Mutterwitz übertraf sie viele ihrer städtischen Schwestern. Ich hegte eine große Freundschaft für das wackere Paar und hatte besonders auch eine herzliche Freude an den vier Knaben, die dasselbe um sich heranwachsen sah. Peter Winter hatte die erste Hälfte seines Lebens auf der See zugebracht und sich ein Kapital zusammengefahren, welches ihm jährlich gegen hundertfünfzig Thaler Zinsen abwarf; dieses Geld, nebst dem Ertrage des kleinen Grundstückes, des Heirathsgutes seiner Frau, setzte ihn in den Stand, recht behaglich zu leben.

Die vier Knaben waren im Alter nur wenig unterschieden. Stephan zählte fünfzehn, Heinrich vierzehn, Hannes zwölf und „Lütt Peter“ zehn Jahre, als ich dieselben zuerst kennenlernte. Des Vaters Unterhaltung drehten sich zumeist um seemannische Angelegenheiten, und an den langen Winterabenden, wenn das Vieh sein Futter erhalten hatte und alle Thüren des Gehöftes sorglich verschlossen worden waren, erzählte der gegen Andere so schweigmale Mann zuweilen stundenlang von den Erlebnissen und Abenteuern seiner Seefahrtszeit. Die Erzählungen eines jeden Seemannes, sofern derselbe auch nur eine halbwegs mittelmäßige Begabung hat, sind, als der Ausdruck eigener Erfahrungen, immer von lebendigster Anschaulichkeit und hohem Interesse; Winter aber redete mit fast dramatischer Kraft, und seine Geschichten kamen den Zuhörern nicht leicht wieder aus dem Gedächtniß, und so gab es denn auch keine größere Freude für die vier Jungen, als dem Vater so oft als möglich eine Erzählung abzuschmeicheln.



In der Dorfschule. Nach einer Original-Photographie aus dem Verlage der Artistischen Union B. G. Müller und Comp. in Berlin.

Die Familie Winter lebte und athmete gleichsam im Vanne des Meeres, denn wenn die Fluth hoch war, konnte man von der Thür der Kathe aus mit einem Steinwurf bequem die Brandung erreichen. Draußen, in der glitzernden Ferne, zogen die Schiffe südwärts und nordwärts vorüber, und, wie alle übrigen Kinder des Küstendorfes, hatten auch Winter's vier Jungen ein nie endendes Interesse an der Unterhaltung über die verschiedenartigen Fahrzeuge, die draußen sichtbar wurden. Auch hatten sie ein besonderes „Schiffspiel“ erfunden. Dazu setzten sie sich in ihren Freistunden auf die Thürschwelle und zählten, jeder immer eine bestimmte Zeit lang, die passirenden Schiffe. Dabei galt ein Dampfer fünf Steinchen, ein Vollschiff oder eine Bark vier, eine Brigg drei, ein Schooner zwei und ein Fischerboot eins, und wenn sie mit dem Spiel aufhörten, dann zählte jeder seinen Theil zusammen, und wer die höchste Anzahl von Steinchen aufweisen konnte, der hatte gewonnen.

In den Gedanken der Knaben, die am Meeresstrande aufwachsen, existirt kaum ein anderer Lebensberuf, als der eines Seefahrers. Sie geben zu, daß auch das Land einige Bewohner haben müsse, und daß Bäcker, Schlächter und auch Bauern immerhin nicht ohne einen gewissen Nutzen für die Allgemeinheit seien, meinen aber, daß ein echter und rechter Mann nichts anderes als ein Seemann werden dürfe. Und sobald solch ein Junge dreizehn Jahre alt geworden ist, dann strebt er, wie eine junge Ente, mit aller Gewalt dem Wasser zu.

Stephan Winter mußte bis zum Ablauf seines fünfzehnten Jahres die Schule besuchen, weil die daselbst gesammelten Kenntnisse ihm, nach dem Willen des Vaters, später das Erlernen der Navigations-Wissenschaft erleichtern sollten. Endlich aber kam die Zeit, wo die Lehrjahre an Bord zu beginnen hatten, und an einem trüben Morgen schaute die Mutter schmerzvollen Blickes hinter ihm her, wie er über die Planke ging und den Weg nach der Hafensstadt einschlug. In des Knaben Gegenwart hatte sie ihre Bewegung beherrscht, weil sie ihm das Herz nicht schwer machen wollte; jetzt aber, als die Schlucht hinter ihm lag, begann ihre Unterlippe zu beben und ihr Auge sich mit Thränen zu füllen, und als seine Gestalt hinter dem nächsten Hügel verschwand, da wendete sie sich schnell ab, eilte in die Küche und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Nach einer Weile kam Peter Winter von draußen herein; er trat herzu, klopfte seinem Weibe sanft auf die Schulter und sagte:

„Daß es gut sein, Mutter; einmal mußte er doch fort. Und es ist ja auch nur eine kurze Reise; wenn er nach drei Monaten zurückkommt, dann wirst Du Dich freuen und stolz auf Deinen Jungen sein.“

Die Frau aber antwortete:

„Er ist der Erste, der aus dem Hause geht, und nun werde ich Nachts den Wind nicht mehr hören können, ohne an meinen Jungen zu denken, der dann so weit von mir ist! Ach lieber Gott! Wenn wir doch die Anderen bereuen könnten, daß sie an Land blieben! Sie können in der Stadt ja so mancherlei lernen und werden; dann hätten wir sie wenigstens Sonntags bei uns zu Hause und müßten sie nicht draußen wissen auf der schlimmen, schlimmen See! Weißt Du noch, wie wir den Ertrunkenen unten auf dem Sande liegen sahen? Den jungen Dänen? Sein Gesicht war von den Steinen ganz zerstückt und sein langes, blondes Haar zerwühlt und voll Seetang. Wie mag seine Mutter auf ihn gewartet haben! Und derweil lag er hier auf dem Strande, wie ein Stück Treibholz! Und ich dachte: wenn das nun einer von meinen wäre! Er war nicht so hübsch wie unser Stephan, aber seine Mutter hat sicher viel tausend Thränen um ihn geweint. Und heute muß ich immer an ihn denken!“ —

Einige Wochen später wurde das Wetter rau und stürmisch. Der Wind fuhr mit wildem Getöse durch die Schlucht und das Gehölz; und wenn der Herdrauch aus dem Schornstein herab in die Küche getrieben wurde und der Regenguß an den Fensterscheiben rasselte, dann wechselte Peter Winter mit seinem Weibe gar besorgte Blicke. Endlich, an einem glücklichen Tage, brachte der Landbriefträger einen etwas unansehnlichen Brief, der eine ausländische Freimarkte trug. Die Mutter vermochte denselben in ihrer Erregung kaum zu öffnen. Stephan schrieb:

„Lieber Vater und liebe Mutter! Wir sind gestern hier angekommen, nach einer sehr schlechten Reise. Am ersten Tage, als wir ausgingen, wurde ich etwas seefrank, und da dachte ich viel an Euch und wünschte, daß Ihr kommen und mich wieder zurückholen möchtet. Das ging aber bald vorüber, und wenn ich auch noch jeden Abend an Euch, liebe Eltern, denke, so muß ich dennoch von Euch geschieden sein, damit ich bald meinen Unterhalt verdienen lerne und Euch dann unterstützen kann, wenn Ihr alt werdet. Der Kapitän ist keiner von den schlechten, aber er sucht sehr viel und ist beim Essen recht unreinlich. Ich muß ihm und dem Steuer-

mann aufwarten, als wenn ich eine Dienstmagd wäre, aber ich sehe es nicht gern, wenn er sich die Brust seiner Piejack mit Suppe begießt und mit Brocken bestreut. Bei Dir waren wir es anders gewohnt, liebe Mutter. Die Russen hier in Kronstadt gefallen mir nicht; wir haben eine Menge Leute an Bord, die die Ladung löschen, sie sehen aber Alle aus, als hätten sie sich monatelang nicht gewaschen. Mit dem Waschen ist es übrigens an Bord auch schlecht, wir kriegen lange nicht genug Wasser, und da waschen sich denn immer sechs oder acht Mann von uns in demselben bißchen Wasser. Meine Hände sind ganz voll von Salzwasserborsten, und die thun weh, sonst aber geht es mir gut, denn ich habe dem Kapitän jeden Tag geholfen, wenn er die Sonne nahm. Du mußt Vater sagen, daß unser Kapitän sein Vestel anders rechnet, als ich das vom Vater gelernt habe. Wenn er die Sonne genommen hat, dann rennt er zur Reiling und löscht da die Zahlen aus, die er am Tag vorher angeschrieben hat. Ist das Wetter trocken, dann schickt er mich in die Kajüt', daß ich die Declination nachsehe, und dann rechnet er seine Breite mit einem zweireihigen Exempel aus. Er irrt sich ganz sicher oft um viele Meilen, aber deswegen bringt er das Schiff doch immer richtig binnen. In der Hundswacht denke ich oft an Euch, dann sitzt Ihr so warm und mollig am Feuer; ich aber gehe mit den Matrosen Wacht um Wacht, und als wir hier nach Kronstadt aufkreuzten, war es mächtig kalt. Die Brüder sind hoffentlich gesund und munter. Ich bringe Euch ein paar große, rothe Holznapfe mit, auf den Schrank zu stellen. Grüßt alle Bekannte, auch Sultan, den alten Hund. Ich weiß nicht, wenn wir hier klar sein werden, aber ich freue mich auf den Tag, wo ich über die Planke nach Hause kommen werde. Nun aber muß ich schließen, liebe Eltern, weil der Brief an Land muß. Es grüßt und küßt Euch Euer liebender Sohn Stephan Winter.“

Ich habe eine ganze Reihe solcher einfacher, treuherziger Seemannsbrieife in meinem Besitz, und beim Lesen derselben wird mir immer von Neuem warm um's Herz. Die Seelente schreiben bei Weitem nicht so charakteristisch, als sie reden, dennoch aber gewähren mir die alten, vergilbten Blätter stets ein höheres Vergnügen als die klassischste Lektüre.

Ein lange Zeit nach diesem Briefe befand sich Frau Winter an einem sonnenhellen Nachmittag im Garten, um nach den Bienen zu sehen. Zufällig warf sie einen Blick nach dem Wege hinüber, und was sie dort erspähte, veranlaßte sie, die Hände emporzuheben, dann aber, ohne jede Rücksicht auf ihre mütterliche Würde, dem Hause zuzurennen und zu rufen:

„Vater! Kinder! Stephan kommt! Stephan kommt!“

Darauf wendete sie sich wieder um und eilte mit fliegenden Haubenbändern den Gartenpfad hinunter, und als sie endlich ihren Sohn in den Armen hielt, lachte und weinte sie laut durch einander und klopfte und streichelte ihm die Wangen, als sei er noch ein kleines Kind. Er aber legte den Arm um seine Mutter und führte sie in das Haus, liebevoll und ernst, denn er hatte, wie sich hierbei mehr als je zuvor herausstellte, viel von dem stillen Wesen seines Vaters.

Als Peter Winter am Abend seine Arbeit beendet hatte, scharte sich die Familie in festlicher Stimmung um den Tisch und lauschte den einfachen Erzählungen des Heimgekehrten mit eifrigem Interesse bis um die Mitternachtsstunde.

Am nächsten Sonntag hatte sich, nach altem Herkommen, der junge Seefahrer in der Kirche zu zeigen, woselbst dann, nach dem Gottesdienste, Alt und Jung ihn mit herzlichem Händeschütteln freundlich willkommen hieß.

Nach kurzem Aufenthalte im elterlichen Hause mußte Stephan seine zweite Reise antreten. Die Mutter weinte und härmte sich um ihn, als ginge er zum ersten Male von ihr, und ihr Gatte hatte keinen Trost für sie. Nach einigen Tagen war ihre Fassung zurückgekehrt, allein derselbe herbe Schmerz wiederholte sich bei jeder der späteren Trennungen von dem Sohne immer von Neuem.

So war ein Jahr nach Stephens erster Heimkehr verfloßen; da erklärte Heinrich eines Tages, daß auch er nun zur See gehen wolle. Der Vater und die Mutter mußten sich dem Wunsche des Knaben fügen, obwohl es ihnen hart an's Herz griff, die Kinder eins nach dem anderen hergeben zu sollen. Andererseits aber wäre es dem alten Winter wie ein Verstoß gegen die Weltordnung erschienen, wenn einer seiner Knaben die Reigung geäußert hätte, am Lande bleiben zu wollen. Die Mutter ertrug auch alle die unvermeidlichen Herzensleiden mit jener rührenden, heldenmüthigen Geduld, die uns Männer so oft zur verehrungsvollsten Bewunderung der Frauen hinreißt; aber wenn in der Nacht der Sturmwind in den Baumwipfeln toste, dann fand sie keine Ruhe. Wieder und immer wieder mußte sie dann durch das kleine Fenster hinausschauen auf das Meer, um klopfenden Herzens die „weißen Windrosse“, die

Schaumlämme der Bogen, zu beobachten, die bäumend und stampfend über die hohl erbrauende Tiefe dahinjagten. Und jeden Morgen richtete sie an den Gatten die eifrige Frage:

„Vater, wie ist heute draußen der Wind?“

In seiner Antwort aber rebete Peter Winter dann nichts von Nord oder Ost, oder von Nordwest oder Südost, denn er wußte, daß seinem Weibe an den Strichen und Zeichen des Kompasses nur wenig gelegen war. Sein Bericht lautete einfach:

„Stephan hat eine gute Briife; ich denke, daß er heute den englischen Kanal hinter sich bringt. Heinrich wird bei Neufundland wohl die Ohren steif halten müssen, aber sein Fahrzeug ist gut, und der Kapitän ist ein fixer Seemann. Hannes,“ — auch der Dritte war inzwischen dem Zuge der Natur gefolgt, — „hat's am besten; der treibt jetzt im Passat und braucht nicht mehr zu frieren.“

Es war jetzt immer eine besondere Freude für die Hausfrau, wenn einer der Schiffer aus dem Bekanntenkreise ihres Gatten bei ihnen vorprach, denn die warmherzigen alten Knaben, die sehr wohl wußten, worauf sie es mit ihren Fragen über Wind und Wetter abgesehen hatte, verfehlten nie, der besorgten Mutter das Seeleben mit seinen Gefahren von der harmlosesten Seite darzustellen, und es kam ihnen gar nicht darauf an, ihre Auskünfte und Schilderungen, wo es Noth that, durch eine Reihe der kühnsten Erfindungen zu bekräftigen.

Nach Verlauf der vorgeschriebenen Fahrzeit legte Stephan sein Steuermanns-Examen ab, und als er mit dem erhaltenen „ersten Charakter“ als „Offizier“ im Vaterhause erschien, da wurde die Phantasie des jüngsten Bruders hoch erregt. Das waren glückliche Abende in der alten Heimstätte, wenn der junge Steuermann, an der Seite des Vaters sitzend, in seiner geklebten und doch auch jugendlich frohsinnigen Weise seine Erlebnisse und Abenteuer erzählte, die für den Alten zwar nichts Fremdartiges hatten, denen derselbe aber dennoch, seiner eigenen jungen Jahre gedenkend, mit schmunzelndem Behagen lauschte, während die Mutter, glücklich wie ein Kind, keinen Blick von dem Sohne abwendete. Stephan hatte seines Vaters kraftgewaltige Gestalt, sein Antlitz aber trug die weichen, beweglichen Züge der Mutter. Die welligen Massen seines Haares waren hinter die Ohren zurückgelämmt, in denen kleine goldene Ringe funkelten; dieser Schmutz und das dunkle, leuchtende Auge verliehen ihm ein fast fremdartiges Aussehen. Seine Stimme war laut und klangvoll, und wenn man ihn so an dem großen, eichenen Tische sitzen und lebhaft erzählen sah, dann konnte man den innigen Stolz der Mutter wohl begreifen.

„Wenn ich nun wieder in See gehe, nehme ich Lütt Peter mit,“ sagte Stephan eines Abends ganz plötzlich. „Wir wollen einen fixen Kerl aus ihm machen.“

Lütt Peters Augen blitzten auf, die Mutter aber lehnte sich todtenblau in ihren Stuhl zurück.

„Nein, Stephan, nein, Vater,“ flehte sie und hob die zitternden Hände auf, „das dürft Ihr mir nicht anthun! Laßt mir den Kleinen, den Lehten! Nehmt Ihr mir auch den noch, dann kann ich nicht mehr schlafen. Schon jetzt sind die Nächte so fürchterlich, und wenn der Wind heult und der Schaum von der See bis auf die Thürschwelle und in den Garten fliegt, dann wird mir das Herz so weh um die Anderen, die draußen sind! Was soll ich anfangen, wenn alle Vier mich verlassen haben?“

Lütt Peter sagte kein Wort, denn er wollte seiner Mutter nicht unnöthig Schmerz bereiten, und als sie ihn küßte, bevor er zur Ruhe ging, streichelte er ihr zärtlich das Haar. Im Schlafzimmer aber, allein mit dem Bruder, sagte er:

„Das war gut, Stephan; fang nur morgen wieder davon an. Es hilft ja doch nichts, Mutter muß sich daran gewöhnen. Ich halt's nicht länger an Land aus, und in der Schule kann ich auch nichts Neues mehr lernen.“

Der alte Winter und seine Frau saßen an jenem Abend noch lange beisammen in dem einsamen Gemach.

„Wenn zwei aus einer Familie zusammen auf einem Schiffe sind, — wie war das doch, Vater?“ fragte die Mutter.

„Das ist nicht gut. Das soll man vermeiden. Zuviel Eier in einem Korbe taugt nichts. Geht das Schiff zu Grunde, dann verliert man gleich zwei. Führt jeder für sich, dann bleibt Dir im schlimmsten Falle immer noch Einer, — so Gott will. Willem Ketelsen und sein Bruder Jan musterten beide auf dem ‚Pfauhahn‘. Das war vor drei Jahren. Seitdem ist die Brigg verschollen, und die Witwe Ketelsen, die nur diese beiden Jungens hatte, von deren Unterstüzungen sie lebte, mußte in's Land-Armenhaus gebracht werden. Karl Jenner nahm seinen Sohn mit sich auf seinen Ewer. Bei Langeland kriegte er schweres Wetter, und das Fahrzeug trieb bei Nacht und im Schneesturm auf den Strand. Der Junge schrie und heulte, und der alte Jenner weinte auch. Es war ihm nicht um sein

Leben zu thun, meinte er, aber die Alte daheim würde ihm nie verzeihen, daß er auch ihren einzigen Sohn mit sich in den Tod gerissen. Der Ewer ging in Stücke, und von der ganzen Mannschaft wurde nur der Koch geborgen. Es bringt Unglück, wenn zwei aus einer Familie an Bord sind, und ich mag davon nichts wissen."

"Dann darfst Du auch nicht leiden, daß Stephan den Kleinen mit sich nimmt, Vater. Laßt mir den Jungen zu Hause! Ich glaube, ich überlebe es nicht, wenn auch der noch geht und ich ganz einsam und verlassen in dem leeren Hause zurückbleibe. Und der Junge ist so zart, und seine Hände sind so weiß und fein, — gar nicht geschaffen für die schwere Arbeit mit den theueren Leinen und mit den harten, nassen Segeln!"

Winter versprach, sein Bestes zu thun. Da lüß Peter sich von seinem Vorsatz nicht abbringen lassen wollte, so mußte er sich wenigstens dazu verstehen, allein und nicht mit seinem Bruder anzumustern.

Die Herrichtung seiner Ausstattung war eine traurige Aufgabe für seine arme Mutter, und manche heiße Thräne fiel in die Seelkiste, in welche sie die Sachen hineinpakte. Sie wußte genau, was solch' ein junger Seefahrer brauchte, und immer wieder rief sie den Sohn zu sich heran, um ihm zu zeigen, wo er dies und jenes zu suchen hätte.

"Dein Nähzeug lege ich Dir hier in den kleinen Kasten; da findest Du auch den Niga-Balsam und das Hamburger Pflaster, wenn Du Dich einmal geschnitten hast. Auch eine Pelzkappe habe ich Dir gemacht; wenn es kalt ist und schneit, dann ist sie besser als ein Südwestler. Deine Bibel liegt hier unter den Seestiefeln, Peter; versprich mir, mein Sohn, daß Du Sonntags darin lesen willst, wenn Du Zeit und Muße hast. Ich habe ein Seidenband hineingelegt an der Stelle, wo von unserm Herrn Christus geschrieben steht, wie er auf das Wasser kam und den Sturm stillte. Wenn Du das liest, lieber Sohn, dann denke an Deine arme, einsame Mutter und bitte den lieben Herrgott, daß er Dich wieder gesund zu ihr zurückbringe."

Dabei schaute sie ihren Knaben mit den thränengefüllten Augen lange und innig an und legte ihm losend die Hand auf den blondlockigen Kopf. Und jede Kleinigkeit, die sie noch ferner in die Kiste legte, gab ihr Grund zu weiteren liebevollen Worten und Ermahnungen und auch zu neuen Thränen.

Endlich kam der Tag der Trennung. Der Wagen, der lüß Peter und seine neue, grün angestrichene Seelkiste zum Bahnhof in die Stadt bringen sollte, hielt vor der Thür.

"Ich fahre mit," sagte die Mutter. "Es ist mein Lester, und ihn wenigstens will ich abreißen sehen. Bei den Anderen konnte ich's nicht ertragen, — jetzt aber will ich's versuchen . . ."

Und so rollte sie mit ihrem Liebling über den holprigen Heideweg, während der Vater in der Gartenpforte stehen blieb und ihnen nassen Blickes nachschaute, bis der Wagen hinter den Ginsterbüschchen der welligen Anhöhen verschwand. —

Ein Monat war vergangen. Frau Winter hatte eines Abends wie gewöhnlich für ihren Mann und sich den Tisch gedeckt, traurig, daß so viele Plätze an demselben jetzt leer bleiben mußten; da pochte ein Mann draußen an die Thür. Sie ging und schob den Riegel zurück.

Ihre Augen wurden starr, und ihre Lippen öffneten sich, als sie dem Ankömmling in's Gesicht sah.

Der Seemann zögerte ganz unnötig lange beim Reinigen seiner Stiefel auf dem Ginstergesteck und fragte dann mit unsicherer Stimme:

"Winter zu Hause?"

Die Frau schaute ihm fest in's Auge.

"Was wollt Ihr von meinem Mann?" fragte sie; dann aber fuhr sie fort, hastig, dringend, mit unsäglichlicher Angst in Blick und Stimme:

"Sagt mir's, was Ihr bringt! Sagt mir Alles! Welcher ist's? Ist's Johannes? Oder Stephan? Von Heinrich könnt Ihr noch nichts wissen, — oder, — Jesus, mein Heiland! — ist's Peter?"

Sie ergriff des Mannes Arm, und noch am anderen Tage trug derselbe die Spuren ihrer Finger.

Der Seefahrer versuchte, die Kunde, die er brachte, vorsichtig einzuleiten, allein die unwiderstehliche Heftigkeit der Mutter vereitelte Alles.

"Mann, ich will's wissen! Ist's Peter?"

"Ja."

"Wo? Wo kann ich ihn sehen?"

"Im Himmel. Das Schiff ist beim Kap Finisterre auf die Felsen getrieben und verloren gegangen mit alle Mann."

Die Frau schwieg. Dann sagte sie ganz ruhig:

"Kommt herein und wartet, bis mein Mann kommt. Er wird Euch auch etwas Abendbrod geben. Ich fühle, — ich habe einen Schmerz hier in der Brust, — wohl am Herzen. Wir müssen dafür sorgen, daß es den

armen Vater nicht zu arg trifft. Lüß Peter war sein Liebling."

Als Peter Winter nach Hause kam und in das Zimmer trat, ging seine Frau auf ihn zu, legte ihre Arme auf seine Schultern und küßte ihn. Er warf einen schnellen, fast scheuen Blick um sich, und als er den fremden Seefahrer gewahrte, wußte er, daß ein Unglück über sein Haus gekommen war. Er öffnete den Mund zu der Frage: "Welcher ist's?" Aber die Stimme versagte ihm, und als er's nun aus dem Munde seines Weibes vernahm, — "Der Kleine, unser Peter," — da setzte er sich nieder und wiederholte die Worte wie ein Geistesabwesender. Ein Tropfen Blut rann aus seinem Munde über seinen grauen Bart; er wischte ihn weg und betrachtete dann verständnislos seine rothgefärbten Fingerspitzen.

Trübe und trauervoll war das Jahr, das nach Lüß Peter's Tode über das einsame Haus am Uferhange dahinzog. Ganze Nachmittage lang saß die Mutter in ihrer Kammer vor den Schubfäden der alten, eichenen Kommode und betrachtete die Reliquien ihres Jüngsten, — die weiche, seidene Locke von des Knaben Haar, die hübschen, rothen Schuhe, die der Vater dem Kinde aus Kronstadt mitgebracht, seine Schulbücher, kurz, alle jene Nichtigkeiten, an die doch so unendlich theure Erinnerungen geknüpft zu sein pflegen. Die stumme, hilflose Noth in den Herzen solcher armen Mütter hat mich stets auf das Tiefste ergriffen; ich habe gar Viele gekannt, deren Kinder in der See einen frühen Tod gefunden; sie trugen ihr Weh mit sich herum, still und rührend, geduldig in ihrer Schwäche und Hoffnungslosigkeit, und wenn sie demselben einmal Worte verliehen, — solche Worte, wie sie eben den einsamen, in den engsten Verhältnissen lebenden Menschen jener Stranddörfer zur Verfügung stehen, — dann redete ein Pathos aus der Einsamkeit ihrer Gedanken, welches wiederzugeben keine Feder im Stande ist.

Stephan, der Steuermann, kam heim; er hatte Glück gehabt auf seinen Fahrten, und nun brachte er einen Sonnenblick in das Herz der Mutter durch die Eröffnung, daß er ihr eine Tochter zuführen und sich ein eigenes Heim gründen werde. Es traf sich gut, daß auch Heinrich und Hannes am Ehrentage des Bruders im Vaterhause sein konnten, und so schien es fast, als ob Frau Winter zum ersten Male seit langer Zeit wieder einmal recht von Herzen glücklich wäre. Aber die Tage der Freude vergingen, und der junge Ehemann mußte wieder an seinen Beruf und an das Erwerben des Unterhaltes für sein Weib und seinen Hausstand denken. Als er wieder in See gegangen war, behielt die Mutter die junge Frau noch, so lange es anging, bei sich im Hause. Sie redeten viel mit einander, denn sie fühlten sich nun Beide wieder einsam. Eines Abends sagte die Mutter:

"Wenn Gott Dir Söhne giebt, liebe Tochter, dann halte sie zurück von der See. Sonst könnte der Tag kommen, wo Du wünschst, daß Du sie nie geboren hättest. Meine Knaben sind alle gut und brav, aber ich kann mir nicht helfen, ich muß doch immer und immer an mein armes Kind denken, das auf dem tiefen Meeresgrunde liegt, — vielleicht auch auf den Steinen der öden, fremden Küste. Wie wäre Dir, wenn Du fürchten müßtest, daß die Wöwen Deinem Kinde die Augen auspiketen? Die lieben, freundlichen, blauen Augen . . ."

Sie wendete sich ab und schluchzte.

Die Fügungen der Vorsehung sind zuweilen schwer zu verstehen, öfter aber noch entziehen sie sich dem Verständniß der Menschen gänzlich, und so war auch dieser einsamen Frau noch viel zu tragen vorbehalten, ehe ihr die Erlösung wurde.

Wieder war ein Jahr vergangen; da kam Frau Winter eines Tages aus der Stadt nach Hause und fand eine Schar von Nachbarinnen um ihre Schwiegertochter beschäftigt. Schlimme Kunde war eingetroffen, und das Kindlein der armen jungen Frau erblickte das Licht der Welt genau vierzehn Tage nach dem Tode seines Vaters. Stephan Winter's Schiff war in der Bay von Biscaya mit Mann und Maus geblieben.

Niemand konnte sagen, daß Frau Winter nach diesem neuen Schlage ihren Schmerz groß zur Schau getragen hätte, aber ihr Haar wurde in kurzer Zeit ganz grau. Sie hatte jetzt für die Frau und das Kind des Ertrunkenen zu sorgen, und für das Letztere empfand sie bald eine leidenschaftliche Liebe. Der kleine Bursche erinnerte sie lebhaft an ihren eigenen Jüngsten, an Lüß Peter, um den sie in stiller Nacht noch immer weinte.

Heinrich und Hannes waren inzwischen ein Paar stattliche, prächtige Jünglinge geworden, die mit brüderlicher Liebe zärtlich an einander hingen. Es fügte sich oft, daß sie zur gleichen Zeit zu Hause eintrafen, und dann brachten sie frisches Leben und fröhliche Heiterkeit an den sonst so stillen Ort, wemgleich weder der Vater noch die Mutter es sich versagen konnten, die Unterhaltung bei jeder Gelegenheit auf die beiden anderen

Brüder zu bringen, deren Platz am Herdfeuer und am Tische nun für immer leer bleiben mußte.

Es war den jungen Seefahrern gelungen, der Mutter die Einwilligung abzuschmeicheln, sie mit einander an Bord eines Schiffes gehen zu lassen, und sie versprachen sich viel Freude von der nächsten Reise. Am letzten Abend setzte sich die alte Frau zwischen Beide an den Tisch und begann mit sanfter, gepreßter Stimme:

"Morgen reiset Ihr nicht allein, liebe Kinder. Euer Vater und ich, wir begleiten Euch bis nach Hamburg, bis an den Hafen. Wir wollen Euch noch sehen, so lange es geht, — ja, so lange es geht."

"Aber, liebe Mutter, warum denn das? Die Fahrt auf der Eisenbahn ist weit und anstrengend für Euch."

"Laßt mich, laßt mich; als Lüß Peter das letzte Mal fortging, da brachte ich ihn auch nur bis auf die Eisenbahn . . . ich sehe ihn noch immer vor mir mit seinen glänzenden Augen, — und wie er so fröhlich seine Mütze schwenkte. Mein armes, armes Kind! — Und dann ging Stephan fort, und ich brachte ihn nicht einmal bis in die Stadt . . . Jetzt haben wir nur noch Euch Beide, und da wollen wir Euch vor Augen haben, so lange der liebe Gott Euch uns noch gönnt. Wenn doch wenigstens nur Einer zu Hause bleiben und dem Vater in der Wirthschaft helfen wollte!"

Allein der Zauber des Seelebens erwies sich mächtiger, als die Thränen der Mutter, und so holte Peter Winter am nächsten Morgen seinen besten schwarzen Rock und den breitrandigen Filzhut aus dem Schranke und machte sich mit seiner alten Frau und den beiden Söhnen auf den Weg nach der großen Welthafenstadt.

Zwei weitere Tage vergingen, dann glitt das gewaltige Schiff in ruhiger Stillschlichkeit durch den dichten, milchweißen Schaum, den die geräuschvolle Schraube des kleinen Schleppdampfers vor ihm aufwirbelte. Heinrich und Hannes standen auf der Back und winkten den in der Jolle nach der "Steinernen Treppe" zurückkehrenden Eltern so unermüdet ihre Abschiedsgrüße zu, daß der zweite Steuermann sich endlich genöthigt sah, sie mit einigen barschen Worten an ihre Arbeit zu erinnern. Bei Blankese verließ der Rheder das Schiff; als derselbe die Fallreepsteiler hinabkletterte, gab er sich das Ansehen, als habe er keinen Tropfen von des Kapitäns trefflichem Portwein gelostet, und vom Boote aus winkte er der Mannschaft noch ein würdevolles Lebewohl.

Zweimal noch unternahmen die alten Leute diese Reise nach Hamburg; beim letzten Male hatte sie der Rheder sogar eingeladen, mit ihm das Schiff bis nach Glückstadt zu begleiten und von dort an Bord des Schleppers zurückzulehren. Im Innersten ihres Herzens hofften und glaubten sie bereits, daß das Unglück fortan ihr Haus meiden werde, allein im Buche des Schicksals war es anders beschlossen. Wenn ich des Loses dieser armen Leute gedenke, dann will mir eine bestimmte Stelle aus der Musik Beethoven's nicht aus dem Sinne, eine Reihe jener seelenergreifenden Akkorde, in denen alles das ausgedrückt ist, was ich hier sagen möchte von dem bitteren, bitteren Trennungswelch, von den Thränen, die nächtlicher Weile den alten, treuen, schlaflosen Augen entrinnen, und von dem letzten, höchsten Schmerz . . . doch Worte sind hier leerer Schall.

Auch Heinrich und Hannes fanden ihren frühen Tod, aber nicht im Kampfe mit den tobenden Elementen, wo dem Seefahrer die Zeit und die Bestimmung fehlen, an die Schreden des letzten Augenblickes zu denken. Sie kamen in der schlimmen Jahreszeit nach New-Orleans und erlagen dort dem Fieber.

Ihre Mutter vergoß bei dieser Kunde keine Thräne mehr, Peter Winter aber sagte:

"Der Herrgott geht seinen eigenen Weg. Er hat mir alle meine Knaben genommen, . . . ich kann nun nicht mehr zu ihm beten."

Die alte Frau wurde ganz schweigsam und still; zuweilen nur, wenn sie in der Abendsonne am Fenster saß, meinte sie, wie im Selbstgespräch:

"Alle anderen Leute können Sonntags auf den Kirchhof gehen und sehen, wo ihre Kinder liegen und Blumen auf die Gräber pflanzen . . . aber meine Knaben, alle meine lieben, lieben Knaben sind fort, ganz fort, ich kann nie zu ihren Gräbern gehen. Und sie hatten so schönes, blondes Haar und so freundliche, helle Augen!"

Sie blieb treu bis an's Ende, aber ich glaube, daß sie herzlich froh war, als ihr letztes Stündlein nahte. Ehe sie starb, wendete sie sich noch an die Witwe ihres Stephan.

"Laß! Deinen Kleinen niemals auf die See gehen, liebe Tochter," flüsterte sie.

Alle Nachbarn hatten das herzlichste Mitleid für die einsamen alten Leute empfunden; allein Jeder, der mit der "schlimmen, schlimmen" See zu thun hat, muß viel Leid hinnehmen, und groß ist allenthalben auf unseren nordischen Küsten die Zahl derer, die dasselbe Mitgefühl verdienen wie Peter Winter und seine Frau.

Kochzucht verboten.

Kieler Sprotten.

Von Hasso Harden.

Mit vier Abbildungen von Ludwig Dettmann.



Wir sind entschieden undankbarer als unsere holländischen Nachbarn. Während diese den Nachruhm ihres Landsmannes Willem Bötcl, — oder richtiger Bentlees, — in alle Welt verbreitet haben, fünfmalen derselbe die Kunst, Heringe „einzuspökeln“ bis auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht haben soll, während sogar ein Denkmal in seinem Geburtsort Bieroliet das Andenken des großen Mannes verherrlicht, vermag Niemand den Namen des Mannes zu nennen, der auf den glorreichen Gedanken kam, die uralte Kunst des Räucherens auf den Fisch zu übertragen und an den Gestaden unserer Ostsee heimlich zu machen. Und doch kennt man so ziemlich in ganz Europa die „Kieler Sprotten“ und verehrt die feinen, wohlgeschmeckenden Fischlein mit jener Hochachtung, die dem wirklich Guten gebührt, auch wenn es eben nur ein simpler Hering oder eine schlichte Sprotte ist.

Die geräucherte Sprotte ist eine Delicatsse, die man ebenso gut auf einem fürstlichen Frühstückstisch, wie in der einfachsten Schenke findet. In den meeresumflossenen Herzogthümern nun zumal will Niemand seinen Sprott entbehren, — nirgendwo anders aber wird er auch mit solchem Raffinement vor dem Verzehren betrachtet und, während er seinem Verufe zum Opfer fällt, behandelt. Der Holsteiner und Schleswiger, und unter diesen wieder der Kieler und Ederförderer in erster Linie, ist bekannter Maßen überhaupt ein Mann, der zu leben weiß. Wie er freiwillig so leicht kein Stück Fleisch isst, welches auf dem Eis gelegen hat, und wie er das beste Brod Deutschlands für sich beansprucht, so ist er auch in Bezug auf den Sprott höchst wählerisch; wenn wir im Binnenlande uns schon glücklich preisen, sofern unsere geräucherten Lieblinge nicht alt und trocken sind, verlangt er sie unbedingt „frisch aus dem Rauch“. Ich habe längere Zeit in Kiel gelebt und Anfangs stets gelächelt, wenn an unserem Frühstückstisch die Sprotten prüfend gemustert wurden und der Oberstellers Rede und Antwort stehen mußte, ob der Sprott auch wirklich erst heute Morgen von Ellerbed herübergekommen sei. Bald aber sah ich ein, daß die Sache ihre Berechtigung hat und lernte dankbaren Herzens unterscheiden. In der That ist nämlich der Sprott, und mit ihm fast jeder geräucherte Fisch, dann weitaus am schönsten, wenn er unmittelbar den Rauchfang verlassen hat, und selbst die sorgfältigste Verpackung, in der übrigens die Kieler Räuchereien excelliren, vermag ihm den ersten Hauch der Frische nicht dauernd zu bewahren.

Dicht unter den Mauern des königlichen Schlosses zu Kiel, das jetzt als Wohnsitz des Prinzen Heinrich zu neuer Schönheit erstanden ist, dehnt sich die lange Reihe der kleinen Buden, in denen die Ellerbeder Räucherer ihre Waare feilbieten lassen; unmittelbar daneben befindet sich der Anlageplatz der die Fährde nach allen Richtungen hin durchkreuzenden Lokaldampfer; in etwa zwanzig Minuten fährt uns einer derselben, an der langgestreckten Kaiserlichen Werft vorbei, quer über den allzeit belebten Hafen nach dem Fischerdorfe Ellerbed. Der kleine, betriebame Ort verleugnet schon beim ersten Anblick den Beruf nicht, dem fast alle seine Einwohner huldigen; am Strande entlang liegen zahlreiche Fischerboote, auf dem Raume zwischen dem Ufer und der langgestreckten Häuserreihe sind Nege aller Art ausgepannt, thürmen sich Bottiche, Körbe und Kübel der verschiedensten Formen auf einander. Allmorgendlich findet hier der Fischmarkt statt, auf dem der Fang der letzten Nacht zur Verwerthung gelangt und die meisten Räuchereien ihren Bedarf decken, insoweit dies nicht durch eigene Boote geschieht. Es ist bekannt, wie wechselnd gerade die Erträgnisse der Fischerei sind, wie schnell bei ihr Ueberfluß und Mangel tauschen, — heute schnellen, wenn der Fang sehr knapp war, die Preise denn auch rapide in die Höhe und morgen finden sich für das Uebermaß des Segens kaum Abnehmer zu den billigsten Marktsäßen. Dieser ewige Wechsel der Fischpreise überträgt sich selbstverständlich auch auf die Preise der Räuchereien: im Laufe einer Woche ändert sich der Werth eines „Walls“, — eines Kistchens mit 80 Stück Sprotten, oft um fünfzig Prozent.

Wer sich unter einer Ellerbeder Fischräucherei einen großen fabrikmäßigen Betrieb vorstellt, irrt sehr; selbst die bedeutendsten und ältesten der Räuchereien, etwa diejenigen von J. Hüllmann oder J. Theede, arbeiten mit einem verhältnißmäßig kleinen Apparat. Eine Stube mit zwei oder drei laminartigen Rauchöfen, das ist so ziemlich Alles, — freilich kann man in zwei Öfen innerhalb zehn Stunden über 10 000 Sprotten räuchern.

Aber treten wir einmal bei Herrn Hüllmann ein; der blaue Rauch über dem Schornstein seines schmutzen Hauses

zeigt ja an, daß er drinnen am Werk ist. Die Räucherstube liegt im Erdgeschoß; just in der Mitte des einfachen Raumes steht der mächtige Bottich mit den Sprotten, die wir soeben noch draußen als heutigen Fang sahen, und fleißige Hände reihen unermüdet die kleinen, silberglänzenden Fischchen auf lange Drähte. Eine ganze Anzahl solcher Drähte wird dann in einen Holzrahmen vereinigt und wandert in den Räucheröfen, dessen einfache Construction uns Meister Dettmanns gewandter Cranon in einer allerliebsten Skizze vorführt.

Jeder Ofen nimmt zugleich zwei Rahmen, einen oberen und einen unteren, auf; im Grunde des Raumes brennt ein offenes, von Erlen- und Eichenstämmen und Lohgegendährtes Feuer, das ab und zu mit Wasser übergossen, einen kräftigen, gleichmäßigen Rauch liefert, — uns heißt derselbe freilich in die Augen, aber die schmutzige holsteiner „Deer“, die mit gewandten Griffen die schweren Rahmen regiert und das Feuer schürt, kammert sich blutwenig um den scharfen Rauch, und ihre blanken Augen lachen uns trotz desselben fröhlich an.

Ueber jedem Rahmen liegt ein Leinentuch, und ein starker Vorhang verdeckt den oberen Theil des Ofens; Vorhang und Tücher sollen den Rauch gewissermaßen festhalten und ihn zwingen, die Fischchen gleichmäßig zu umspielen. Etwa drei Stunden bleibt dabei der unterste Rahmen an seinem Platze, dann tritt für ihn ein frischer ein, und er selbst nimmt die

Stelle des bisherigen Oberrahmens ein. Schon jetzt haben die Sprotten ihren hellen Silberglanz verloren und einen vollen, goldgelben Ton angenommen, aber erst nachdem sie noch zwei weitere Stunden im oberen Rahmen dem Rauch ausgesetzt waren, ist der Räucherprozeß vollendet. Der Rahmen wird herausgenommen, die fettglänzenden Fische werden von den Drähten abgestrichen und sofort in jene kleinen, allbekannten Holzstischen verpackt, in denen sie in den Handel kommen. Die am Morgen gefangenen Fische müssen möglichst noch am Abend zur Verendung gelangen; ja der Grundsatz: „frische Fische — gute Fische“ gilt hier so sehr, daß der Kenner sogar einen Unterschied macht zwischen Sprotten, welche am Abend gefangen und erst am nächsten Tage geräuchert wurden, und solchen, die unmittelbar nach dem Morgensfang in den Öfen wanderten. Die letzteren verdienen bei Weitem den Vorzug.

In ganz ähnlicher Weise, wie die Räucherung der Sprotten, vollzieht sich der gleiche Prozeß bei den Pöllingen, Aalen, Matrelen und Klundern. Dagegen hat jede Fischart gewisse mahnen ihre Saison, und es wird unsere Leserinnen gewiß interessieren, in welche Monate dieselbe fällt, — für die Versorgung des Fisches ist das ja von unbestreitbarer Wichtigkeit.

Der Breiiling, so heißt eigentlich die Sprotte — Clupea harengula sprattus nennt ihn der gewissenhafte Fischkundige, — ist ein zur Gattung Hering gehöriger Fisch, der sich im Herbst in großen Scharen den Küsten nähert, um zu laichen. Wenn er auch in geringerer Anzahl dann und wann während des übrigen Jahres gefangen wird, so beginnt der Hauptfang doch erst im September und währt bis in den December hinein; in diese Periode fällt also die eigentliche Sprottenzeit und die reizenden Fischchen sind dann am fettesten und am wohlgeschmecktesten. Bekanntlich wird der Breiiling übrigens auch in großen Massen mit Pfeffer und Salz eingemacht und wandert so als Anchovis in die Welt hinaus, obwohl der eigentliche Anchovis, der Sardon des Mittelmeeres, ein anderer Fisch ist.

Der Pölling ist nichts anderes, als unser gewöhnlicher, allgemein beliebter Hering, der kurze Zeit in Salzlake gelegt und dann geräuchert wurde. Seine Hauptfangzeiten fallen für die Ostküste Holsteins in die Monate März und August-September.

Der Aal wird besonders in den Monaten Mai bis August gefangen, in die gleiche Zeit fällt der Fang der Klunder. Die Krone der geräucherten Fische aber ist meines Erachtens die Matrele, deren köstliche Feinheit bereits die alten Römer derart zu schätzen wußten, daß sie andere Fische nur mit jenem Beiguß (Garum) genießen mochten, den sie aus dem stark gewürzten Fleisch der Matrele bereiteten. Die Matrelen-Räucherei hat in den letzten Jahrzehnten in Kiel einen bedeutenden Auf-



Das Räuchern der Sprotten.

schwung genommen, und es sind besonders die Monate Juni, Juli und August, in denen die Kamme der Elberfelder Ränderer sich mit diesen herrlichen Fischen füllen. Die geräucherte Matrele hat nur einen Fehler, — sie ist keine Speise für Magenleidende; es gehört überhaupt ein wenig der gute Magen des geborenen Hofheimers dazu, um ihre Vorzüge ganz würdigen zu können.

Nachdruck verboten.

Die kleine Amazone.

Skizze von H. Noßl.

Docher thun sehr häufig Unrecht daran, ihren edlen Vätern zu ähneln. Die kleinen Unvorsichtigen lassen sich aber manchmal doch nicht davon abhalten, mit Augen auf die Welt zu kommen, die nur hinter Brillen klar sehen, oder mit Händchen, welche statt der Stricknadeln, die man ihnen in dieselben steckt, gern nach weniger harmlosen Werkzeugen greifen. Nicht nur in der Wahl seiner Eltern soll man behutsam sein, sondern auch in der Wahl der Eigenschaften, die man von ihnen entlehnt. Kommt es hin und wieder Knaben zu Gute, wenn sie ihre Anleihen hauptsächlich bei der Mutter machen, wie dies ja bei so vielen Boten der Fall war und ist, so mag es Anderen wieder im Leben zu großem Schaden gereichen, daß sie nichts sind als „Mutterhöhnchen“. Und noch schlimmer ergeht es den armen Mädchen, wenn es ihnen einfiel, sich ihr seelisches Ummantel bei Papa zu holen, statt auf der weiblichen Seite. Das hatte die kleine Angela gethan. Ihr Papa, Herr Ludwig Hiller, war einst der tollkühnste und waghalsigste Jüngling gewesen, den man sich denken konnte. Es gab keinen Tag, wo er nicht seinem Schützengel die schwerste Mühe auferlegte, denn täglich mußte ihn dieser vor einem unnatürlichen Tode retten. Ach, der arme Engel! Was hatte er nicht ausgestanden! Denn Herr Ludwig war einmal bei der Musterung der irdischen Heericharen zu jenen Ausgewählten gezählt worden, die berufen sind, ein ziemlich hohes Alter zu erreichen, und dem guten Engel lag es nun ob, dafür zu sorgen, daß sich der Junge nicht vorzeitig selbst den Lebensfaden abschnitt. Er hatte keine Sinecure, das kann ich Euch versichern! Wie oft beneidete er den oder jenen seiner himmlischen Kollegen, welche die transcendente Obrigkeit zum Hüter eines der lammherzigen Bublein ausersehen hatte, die sich vor den Gefahren sorgsam in den Rockfalten der Mama verheimlichen und durch die eigene Fürsorge für ihr kostbares Ich ihrem Engel zu einer immerdauernden Siesta verhelfen. Er, Ludwig's Schützengel, mußte seine Flügel beständig entfalten, um seinen Pflegling beim Absturz von Heuschobern, Obstbäumen, schroffen Berglehnen oder Feuerwehr-Leitern vor dem Tode zu bewahren; er mußte ihn aus reißenden Gebirgswässern, aus riesigen Regentonnen, unter Mühltädern oder gar unter den Hufen wildgaloppirender Pferde hervorziehen. Er hatte ihn in dem Getümmel der Räuber-, Indianer- und Henkerpiele heil zu erhalten, seine geraden Glieder vor tausend Fährlichkeiten zu schützen und den Wagehals in unzähligen Raufhändeln, die man später, als sie gefährlicher geworden waren, Paulereien oder gar Duellen nannte, zu beschirmen. Wenn jemals ein Engel Wunder wirkte, war es dieser, aber er war auch müde genug, als er durch Ludwig's Erwachsensein von seinem schweren Amt erlöst wurde und sich



Das Aufreihen der Sprossen.
Zu dem Artikel „Kieler Sprossen“, Seite 92.

wieder in einen hochgelegenen Lustort im siebenten Himmel zurückziehen konnte, um seinen stark angegriffenen Nerven Erholung zu gönnen. Daß er nach diesem Kreuz das Verdienstkreuz erster Klasse taxfrei verliehen bekam, ist nur natürlich. Indessen soll er doch geschworen haben, sich nie mehr einer solchen anstrengenden Aufgabe unterziehen zu wollen. Herr Ludwig aber wurde, als er, ohne Schützengel, selbst die Verantwortung für seine Persönlichkeit tragen mußte, merkwürdiger Weise ganz vernünftig. Die Leute sagten, er hätte ausgetobt. Er erklimmte fortan keine über sein Unterfangen erstannte Dorf-

kirchthürme mehr, durchschwamm nie wieder einen Wasserfall und beantwortete nicht mehr jeden schiefen Blick mit einer Herausforderung. Er wurde Gatte und Vater, und an dem klaren Weine hätte Niemand erkennen können, was für brausender Most es dereinst gewesen. Dennoch fand es sein Sohn gerathen, mehr der zarten, sehr weiblichen Mutter nachzuarbeiten. Es war ein gar absonderliches Mädchen, welches seine Nadelarbeiten ausreiß, keine Fliegen secirte, die Treppen stufenweise hinabschritt, statt ordnungsgemäß das Geländer zur Beförderung zu benutzen, und seine Kleider niemals mit Dornengebüsch und rissiger Baumrinde in verhängnißvolle Berührung brachte. Da er blonde Locken, blaue Augen mit einem sanften Blick und einen noch viel sanfteren Mund hatte, so hielt man ihn allgemein so lange für ein Mädchen, bis das männlichste Kleidungsstück, die Weinkleider, entschiedenes Zeugniß für sein wahres Geschlecht erbrachten, und selbst dann noch wurde er von seinen Spielkameraden mit dem ehrenrührigen Spotnamen: „Mädel“ belegt. Auch Herr Ludwig pflegte lange Zeit auf die Fragen nach seinem Familienstande zu antworten, er habe zwei Töchter. Später sagte er dann doch: Einen Jungen und ein Mädchen. Nur daß er mit dem Jungen Angela meinte. Denn die Kleine hatte des Vaters Trieb, sich die Glieder zu brechen, geerbt. Klettern lernte sie fast noch früher als laufen. Auf einem niederen oder gefährlosen Sisse hielt sie es niemals aus. Sie mußte irgendwo sitzen, wo man herunterfallen konnte, auf Fenstergesimsen, am liebsten die Füße nach außen, auf hohen Schränken oder auf Treppengeländern; der Taubenschlag, der Dachstuhl, nichts war ihrem ausgeprochenen Höhensturz zu hoch. Und sie setzte sich der Gefahr nicht bloß aus kindlicher Unbesonnenheit aus, sondern selbst wenn sie dieselbe wahrnahm, wurde sie von ihr angezogen, berauscht. Ohne je einen Circus gesehen zu haben, machte sie Seiltänzerkünste aller Art, und sie war so wenig ruhig in der Kinderstube zu halten, wie ein just eingekamenes Eichhörnchen in seinem Käfig. Alle ihre Gedanken gingen in die Höhe. Sie hätte eine Schwalbe, ein Schornsteinfeger oder ein Luftballon sein mögen. Auch in ihren Spielen zeigte sie sich überlebendig, wild. Immer waren ihre Kleider voller Risse, ihre Händchen entstellte von Schrammen und Kratzern. Felix wollte nicht mit ihr spielen, weil sie ihm zu unbändig war, und sie ließ sich wieder nicht zu einem Spiel herbei, wo man schon sanft stillstehen mußte. Nein, Pferd- oder Kriegsspiel mußte es sein. Wenn sie unter kleine Mädchen gerieth, die artig mit ihren Puppen hantierten, dann wußte sie denselben so sehr ihren kriegerischen Geist einzuhandeln, daß die kleine Schar, leicht zu beeinflussen, wie Mädchen einmal sind, bald ganz außer Rand und Band gerieth, bis zuletzt Köpfe, Arme und Beine (aus Porzellan natürlich!) die Wahlstatt bedeckten. Sie konnte die sanftesten kleinen Milchgesichter in eine aufrührerische, toll lärmende Räuberbande verwandeln, deren Hauptmann selbstverständlich Niemand anders sein durfte, als sie. Die Mamas jedoch wollten bald ihre zarten Zuckerpüppchen nicht mehr mit Angela spielen lassen, weil sie ihnen in einem solchen Zustande von Verwilderung zurückgegeben wurden, daß man Mühe hatte, sie wieder zu erkennen. Und gar manches empfindliche kleine Ding lief weinend vom Spiele weg, weil der eifrige Räuberhauptmann seine Rolle mit gar zu realistischem Nachdruck gegeben hatte.

Anfangs belustigte Angela's Bubenhastigkeit die Eltern. Die Mama sah jedoch in der Richtung, welche das Wesen ihres



Das Ausladen der Sprossen. — Zu dem Artikel „Kieler Sprossen“, Seite 92.

Töchterchen einschlug, eine Gefahr, und auch der Papa begann bald zu fürchten, es könne ihm in der ihm gar zu sehr ähnlichen Tochter ein Exemplar jener gefürchteten Gattung Frauenzimmer, der Mannweiber, heranwachsen. Wenn er die Kinder umtauschen, aus Felix ein Mädchen, aus Angela einen Knaben hätte machen können, dann wäre ja Alles gut gewesen. Doch da dies nicht anging, mußte man sich bemühen, den Knaben abzuwöhnen, ihn lebhafter, thätiger, mit einem Worte knabenartiger zu machen. Und das Mädchen mußte man eben dämpfen. Jammersehade war es freilich, daß beide Naturen sich nicht in ihrer eigenthümlichen Richtung entwickeln durften, sondern wie windstiele Bäume in ihrem Wachstume nach der entgegengelegten Seite hin gedrängt werden mußten. Aber es mußte einfach sein. Es ist eben ein unglücklicher Zufall, wenn die Erziehung der Anlage entgegenarbeiten, wenn man gewissermaßen gegen den Strom erziehen muß. Allein der Nothwendigkeit sollte gehorcht werden. Die Eltern ließen es sich demnach angelegen sein, dem Charakter der Kinder jene Prägung zu geben, welche ihrem Geschlechte angemessen war. Angela's wilder Geist wurde niedergebunden, und dem Knaben bemühte man sich etwas Eises in die Milch der frommen Denkungsart, welche in seinen Adern floß, hineinzumischen. Alles wurde darauf berechnet, seine weiche Seele zu kräftigen, rauher und unempfindlicher zu machen. Man hing ihm die sanften, bilderreichen Märchenbücher, die er so sehr liebte, etwas höher, und erlesete sie durch Judianergeschichten, wo unaufhörlich vom Skalp der Bleichgesichter, von Kriegsgetümmel, Todesnoth und Gefahren, von vergifteten Pfeilen und scharfgeschliffenen Tomahawks die Rede war. Statt sinniger Geduldspiele bekam er Soldaten, wilde Thiere und allerlei Waffen, während bei Angela kleine Engel mit Wachsköpfen und dummlich blauen Augen ihren Einzug hielten, die gleich in ganzen Kösserchen voll winziger Kleidungsstücke der mannigfaltigsten Art ihre Ausstattung mit sich brachten. Statt Federball und Reisespielen erhielt sie Zupfentanzspiele, kleine Chatouillen mit angefangenen Stidereien in Puppenformat und andere Dinge mehr, die ein kleines Mädchenherz in Entzücken versetzen konnten. Allein ebenso wie Felix seine Soldaten bloß dazu benutzte, um mit ihnen geometrische Figuren zu legen, so verschmähete Angela den bunten Tand der Kösserchen und Schachteln, verfertigte ihren Puppen Papier-Uniformen und Tschalos, gab ihnen Strid- oder Haarnadelfragmente als Waffen in die Hand und hatte nun wieder eine Schar, deren Anführer sie darstellen konnte. Wohl mußte sie jetzt den Värm für Alle machen, allein dem war sie vollkornig gewachsen. Und statt ihren Puppen aus den langen Flachsbaaren Zöpfe zu flechten, stupte sie ihnen dieselben kurz zu. Die Eltern konnten sich nicht verhehlen, daß ihre Bemühungen, Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß umzuändern, nicht von großem Erfolg gekrönt wurden, allein man mußte denn doch dabei verharren, und als das nächste Weihnachtsfest kam, da wurden unter dem prächtigen Baume zwei Geschenklager errichtet, wohl geeignet, Kinderherzen zu entzücken. Auf der einen Seite lag ein ganzes Arsenal: Tschalo, Patronentasche, Gewehr, Soldaten von ganz ungewöhnlicher Größe, Armbrust und Säbel und noch manches Andere, um einen Knaben in einen vollständigen Rekruten zu verwandeln; auf der anderen Seite Pariser Puppen mit drehbarem Hals und beweglichen Händen, in Pracht-Toiletten, mit wunderschönen Hüten, echten Sonnenschirmen und wirklichen Handschuhen; Porzellan-Service, Gläser und Flaschen im winzigsten Format, Küchengehirn und obendrein die ganze Küche selbst mit einem Herd, auf welchem man sogar Feuer machen konnte. Die Kinder bewunderten auch Alles nach Gebühr, nur ein wenig freuzweise. Keines schien Lust zu haben, sich ansichtslich mit seinem Theile zu beschäftigen; die Blicke flogen herüber und hinüber, und wenn sie sich auf der eigenen Beschäftigung festlegten, dann waren sie nicht so freudig, als man hätte erwarten sollen. Bei Felix wurde dies nicht in gleichem Maße sichtbar, wie bei seiner Schwester. Man hatte es doch schon so weit gebracht, daß er sich seiner Mädchenhaftigkeit schämte und sie nach Möglichkeit verbarg. Angela hingegen hatte noch nicht dazu bestimmt werden können, zu verstehen, daß Alles, was bei einem Knaben erlaubt und natürlich ist, bei ihr zu einem Verbrechen wurde. Aber sie verhehlte ihren Neid nicht.

„Die schönen Soldaten!“ seufzte sie, mit schmachtend auf Felix's Geschenken hastenden Blicken. „Ach, Felix, laß mich den Tschalo doch nur einmal probiren, wie er mir steht!“

Obgleich dieses „wie er mir steht“ doch weiblich genug war, erhob sich logisch ein Verbot.

„Probire lieber Dein Bibernützchen!“ sagte Mama.

Und als Felix, vom Papa dazu bewogen, sein neues Gewehr etwas jaghaft in die Hand nahm und nicht zu wissen, oder nicht wissen zu wollen schien, was man damit machen konnte, rief sie mit hellem Eifer: „Ich zeige Dir, wie man es ladet, Felix, willst Du?“

Doch es wurde ihr wieder verwehrt, an Felix's Eigenthum zu rühren.

Seufzend gehorchte sie, und mit gedrückter Miene drehte sie ihre Puppe im Ballsaat hin und her, als hoffe sie, daß durch wiederholtes Drehen aus der Puppe ein Kavallerie-Offizier werden könne. Und später am Abend, so oft man sie für einen Augenblick vernahm, erappte man sie bei der Besichtigung des Bruders, wie sie liebevollen Blickes den glatten Gewehrlauf streichelte, voll Verlangen den Säbel halb aus der Scheide zog, oder die kleine Troddel am Tschalo zwischen den Fingern hindurchgleiten ließ. Beide Kinder waren den Abend hindurch nicht im richtigen Freundentumel, und das verstimte auch die Eltern ein wenig. Sie hatten ihren Kindern Geschenke gemacht, die sie in den siebenten Himmel hätten versetzen sollen. Wenn sich aber die Beschenkten doch nicht recht über dieselben freuen konnten, wem war daran die Schuld zu geben? Den Eltern? Den Kindern? Eigentlich bloß dem seligen Darwin mit seinen Vererbungs-Theorien, den Verkehritheiten der Lebens-Lotterie, welche dem Menschen muthwillig die Eigenschaften entzieht, die ihm am nöthigsten sind, und sie dann dort hinwirft, wo sie nicht gebraucht werden, oder, wenn man dies besser will, der göttlichen Ironie, die aus der Schuld die Strafe zieht und den Sünder auf eine sehr lehrreiche Art ad absurdum zu führen versteht. Ueber den unbändigen Rang von einem Jungen würde sich Herr Ludwig getrennt haben. Folglich hatte ihm das Schicksal sein braves, süßes Söhnchen gegeben und dazu die kleine Tochter, welcher er denselben Geist, der ihm als Effenz seiner Jugend so lieb und werth war, doch mit allen Mitteln, die ihm nur zu Gebote standen, austreiben mußte. Denn beim Knaben duldet man das Ungewöhnliche, wogegen die Mädchen als Schäflein betrachtet werden, die, wenn sie sich ein wenig von der Herde entfernen wollen, durch den acht-samen Schäferhund logisch zurückgetrieben werden müssen.

Es war Schlafenszeit geworden, und die spielmüden Kinder hatten ihre neuen Besitzthümer in den dazu bestimmten

Schränken verwahrt. Felix räumte die feinen sehr ordentlich ein: er ließ es seine Soldaten nicht büssen, daß ihm das kriegerische Feuer mangelte, sondern stellte sie zierlich in Reih' und Glied auf den Bord in seinem Schränkchen, während Angela ihre Reichthümer etwas kunterbunt in die Lade schob, denn ihr fehlte eben die weibliche Eigenhaft, sorgsam und behütend auch mit jenen Dingen umzugehen, für welche sie keine persönliche Achtung besaß. Dann gingen die Kinder schlafen, aber Angela wälzte sich noch lange in ihrem Gitterbettchen hin und her. Ihr ging die Ruhe des befriedigten Wunsches ab.

Mitten in der Nacht vernahm Papa ein leichtes Geräusch im Kinderzimmer. Ihm war, als höre er eine Schrankthür öffnen, ein Knarren, ein leises Klirren. Aber als er dann aufmerksam aufhorchte, blieb Alles still, und er drehte sich beruhigt auf die andere Seite herum. Allein kaum mochte er ein Viertelstündchen geschlummert haben, so drang wieder dasselbe leise Klirren, wie von Waffen, an sein Ohr, und diesmal beschloß er, aber Angela wälzte sich noch lange in ihrem Gitterbettchen hin und her. Ihr ging die Ruhe des befriedigten Wunsches ab.

Sein Söhnchen lag ruhig in seinem grün umponuerten Nest. Die blonden Locken umrahmten sein friedliches Gesicht, auf welchem im Scheine des zuckenden Lichtes nur hin und wieder ein wehmüthiger Zug hervortrat. Er war die Anmuth und die Süße selbst. Und doch wandte sich der junge Vater mit seinem Nachtsicht schnell ab und trat in die andere Ecke des Zimmers zu Angela's Lager. Da bot sich ihm ein eigenthümlicher Anblick. Auch Angela schlief, aber das vordere Gitter ihres Bettchens war herabgelassen. Sie hatte die Decke halb von ihren schlanken und doch runderlichen Gliedern gestreift; die Wimpern warfen lange Schatten auf ihre Wangen, und um den ein wenig vorgestreckten Mund lag jener trostige Zug von Kampfesmuth, den Herr Ludwig drüben so gern gesehen hätte, der „Zustament“-Zug. Und wie sah Angela aus? Ihr lockiges Haar floß unter Felix's Papiermache-Helm hervor, den sie tief in die Stirne gedrückt hatte; quer über die rosigbraune Kinder Schulter und das weiße Nachthemden lag die Patronentasche von schwarzem Glanzleder, der Säbel neben ihr, und mit beiden Händen drückte sie mit dem neuen, großen Gewehr zugleich einen der lackustenden und farbenglänzenden Metallsoldaten an ihre Brust. So lag sie da, gerüstet und gewappnet, ohne Zweifel von Knaben spielen träumend, eine Jeanne d'Arc kleinster Ausgabe, aber fest und herausfordernd, und selbst in der weichen Hingabe an den Schlaf das Charakteristische ihres Wesens bewahrend.

Lange, lange stand Herr Ludwig und hielt das Licht hoch über dem schlafenden Kinde. Er dachte wohl daran, daß man die Natur umsonst mit der Heugabel verjagt. „Meine arme kleine Amazone!“ flüsterte er gerührt vor sich hin. „Nun, nun, einmal wirst Du doch auch Deinen Theeus finden!“

Nachdruck verboten.

Deutsche Weiblichkeit.

Von Otto Reumann-Hofer.

Die eigenartige Verherrlichung der deutschen Frau in Wort und Lied bildet ein interessantes Object für die Betrachtung des Dichters. Auch die Literatur der anderen Völker beschäftigt sich viel, manche, wie die französische, gar mehr, mit der Frau. Doch besteht ein bedeutsamer Unterschied in der Behandlungsweise. Die Franzosen betrachten die Frau ausschließlich in ihrem Verhältnis zum Manne. Für den Ruhm der Frau fällt dabei selten etwas ab. Selbst in der Liebe und in der Ehe scheint immer etwas Feindseliges, ein erbitterter Kampf zwischen den beiden Geschlechtern hervorzu-schimmern.

Anders bei den Deutschen.

Von den Zeiten der Minnefänger an bis auf unsere Tage ist der Preis der deutschen Frau in allen Tonarten gesungen und gesagt worden. Ebenso oft wird das deutsche Mädchen gepriesen. Das unverheiratete Weib, oder richtiger, das Weib ohne Beziehung auf sein Verhältnis zum Manne, ist überhaupt ausschließlich eine Figur der germanischen Literatur. Die weiblichen Eigenschaften an sich haben fast allein germanische und besonders deutsche Dichtertypen in Bewegung gesetzt, und hierin liegt der Grund sowohl für die unvergleich zarten Frauengestalten eines Goethe und Shakespeare, als auch für die unendliche Anzahl von blaffen und individualitätslosen weiblichen Typen, deren die deutsche Literatur mehr besitzt, als jede andere.

Da die Literatur aller Völker vorzugsweise noch von den Männern gemacht wurde, so kann die Erklärung für diese eigenthümliche Erscheinung nur darin liegen, daß das deutsche Weib sich durch eine größere Anzahl von charakteristischen Eigenheiten vom Manne unterscheidet, als die Frauen der anderen Nationen. Diese Unterschiede mußten sich daher den dichtenden und schildernden Männern der deutschen Rasse besonders lebhaft aufdrängen. In der That bemerken wir, daß nirgends im Leben der Familie, der Gesellschaft und des öffentlichen Verkehrs sich ein so starker Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern kundgibt, wie bei uns.

Bei den Romanen wie bei den Slaven sehen wir die Frau ein näheres Verhältnis zum Manne beobachten. Sie macht ihm stärker und erfolgreicher Konkurrenz. Auf manchen Gebieten hat sie vollständig die Herrschaft an sich gerissen. Zumal bei den Franzosen wird ein Vorwiegen des weiblichen Elements seit Jahrhunderten beobachtet. Und häufiger als in einem anderen Lande steht sie in Frankreich dem Handel und Wandel vor, verrichtet sie ausgedehnte Handarbeit.

Zu fünfzehnten Jahrhundert gab es in Paris selbst weibliche Bänke.

Nie hat bei den Romanen, weder in der Familie noch in der Gesellschaft, ein so tiefes Abhängigkeitsverhältnis des Weibes vom Manne bestanden, wie in den germanischen Ländern. Auch die Frau des heutigen gebildeten Slaven ist in höherem Grade Herrin ihres Hauses und ihres Gatten, als die deutsche Hausfrau. Ja, es haben sich Erscheinungen herausgebildet, durch welche bei Russen und Franzosen, selbst bei Spaniern und Italienern, der Mann zum erwerbenden Sklaven seines Weibes geworden ist.

Unzweifelhaft verräth die geistige Verfassung der Romanen viel mehr männliche Eigenschaften, als die der deutschen Frau. Activität, Initiative, Herrschsucht sind bei ihr in hohem Grade ausgebildet. Dagegen erscheint der romanische Mann viel

weiblicher und weiblicher als der Deutsche. Neben doch die romanischen Sprachen nicht einmal ein eigenes Wort für den Begriff „Mann“.

Andererseits beobachten wir, daß die Verschiedenheit zwischen Mann und Weib sich um so merkbarer äußert, je höher die Cultur eines Volkes gestiegen ist. Meines Wissens hat W. H. Riehl in seinem Buche über die Familie diesen Gedanken zum ersten Male streng formulirt. Er sagt, daß der Gegenjag der beiden Geschlechter erst vollkommen mit der reichsten Cultur hervortreten könne. Bei wilden und barbarischen Völkern ist er verschwindend gering. Je tiefer wir auf die Stufenleiter der menschlichen Kassen herabsteigen, desto deutlicher bemerken wir, wie dieselben Handlungen und Beschäftigungen vom Manne wie von der Frau ausgeübt werden. Es offenbart sich hierin dasselbe culturhistorische Gesetz, das die Entwicklung der materiellen Cultur beherrscht, das Gesetz von der Theilung der Arbeit. Es behält seine Macht nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete, sondern auch auf geistigem und, wie wir aus dem vorliegenden Gegenstande ersehen, sogar in der Sphäre des Gemüths.

Selbst in einem so äußerlichen Umstande, wie es die Kleidung ist, giebt sich die Erscheinung kund. Die Stämme im eisigen Norden, die Grönländer, Lappen, Tschulischen und Eskimos zeigen nur äußerst geringfügige Unterschiede in der männlichen und weiblichen Tracht. Die Türken und Orientalen haben für beide Geschlechter die Turbans, Kastrans und Hüten. Die weiten, kurzen Beinlender der Griechen und die ballerinenartige Fortsetzung des Obergewandes gemahnen lebhaft an den Weiberrock. Die Tracht der lausitzischen Frauen ist nur eine Variation der Kleidung ihrer Männer.

Innerhalb der civilisirten Völker verschärft sich der Gegenjag zwischen den beiden Geschlechtern mit der steigenden Culturstufe der Stände. Noch heute ist der Unterschied zwischen Mann und Frau bei dem Landvolke sehr viel geringer, als in den oberen Ständen der Großstädte. Die schwere Arbeit, die das Weib des Bauern zu verrichten hat, verleiht ihr einen männlichen Zug und macht es seinem Gatten ebenbürtiger. In den gebildeten Klassen dagegen zieht sich das Weib von der harten, körperlichen Arbeit und von der Sorge um den Erwerb zurück, es wird passiver, und da die Passivität, der mütterlichen Aufgabe der Frau gemäß, ein Grundzug der weiblichen Natur ist, so hat es Zeit und Ruhe genug, in sich die spezifisch weiblichen Eigenschaften zu einem hohen Grade von Vollkommenheit auszubilden.

Geht man hierzu, wie bei den germanischen Nationen, die glückliche Kassenanlage, vermöge welcher die geschlechtliche Differenz von vorn herein eine stark ausgeprägte ist, so wird das Weib bei solchen Völkern möglichst vollkommen in sich Eigenschaften entwickeln, die dem männlichen Wesen fremd sind und als spezifisch weibliche erkannt werden müssen. Eine natürliche Betrachtungsweise der Dinge kann eine solche Entwicklung nur willkommen heißen, und erkennt man darin das Walten jenes allgemein culturfördernden Gesetzes von der Theilung der Arbeit, so könnte man den deutschen Frauen das Compliment machen, daß sie am geistreichsten sind, ihre Nation in dem Fortschritt auf der Stufenleiter der Cultur zu fördern.

Freilich werden sich gegen solch eine Hochschätzung des deutschen Weibes manche Stimmen erheben. Man wird einwenden, daß die Engländerin im zielbewußtesten Charakter, die Französin im Geiste und Scharfsinn, die Italienerin im Temperament und natürlicher Begabung der deutschen Frau überlegen ist. Mag sein. Aber es ist doch sehr die Frage, ob jene Eigenschaften, die an fremden Frauen so gerühmt werden, solche sind, welche die Frau zur geistlichen Entwicklung der Rasse bedarf. Sicherlich haben die genannten drei Nationen eine größere Anzahl von sogenannten „bedeutenden Frauen“ aufzuweisen gehabt, als wir; es dürfte aber kein ererbtes Vorurtheil sein, daß nirgends die Familienbande inniger und unzerreißbarer sind, als bei uns. Und dieser Ertrag kann uns genügen. Den festen Grundstein zu legen für ein Familiengebäude, in dem sich die zukünftige Generation geistig und körperlich zum geistlichen Ende entwickeln kann, dürfte doch wohl immer noch als die Hauptaufgabe der Frau betrachtet werden. Hierin ist sie unerlässlich, einzig. In allen übrigen Eigenschaften wird sie vom Manne ersetzt, in den meisten von ihm bei Weitem übertroffen. Erfüllt das deutsche Weib jene schönste und fast einzige Culturaufgabe in besonders hervorragendem Maße, und bleibt sie ihr auch ferner treu, so mag sie leichten Herzens auf die Vorzüge ihrer Nachbarinnen verzichten, so wird sie fortfahren, der Preis der deutschen Poesie und Kunst zu sein.

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien.

Von Julius Lessing.

Mit vier Abbildungen nach Photographien.

II.

Auf der Ausstellung in Wien tritt vor der Fülle wohlgeordneter Materials mit besonderem Interesse die Frage auf, wie weit es möglich ist, die Herkunft der Teppiche, welche wir zumeist mit dem gemeinsamen Namen der persischen Teppiche bezeichnen, festzustellen. Man sollte meinen, daß dies wenigstens bei den modernen Arbeiten nicht schwer sein könnte, zumal in Wien, wo ein lebhafter Teppichhandel theils von Orientalen, theils von Leuten, die lange im Orient gelebt haben, betrieben wird. Es zeigt sich aber, daß die Namen, welche diesen Stücken im Handel zugelegt werden, zum großen Theil höchst willkürlich gewählt sind und, gerade wie im Alterthum, sich eher auf die Stapelplätze beziehen, als auf die wirklichen Herstellungsgebiete. Giebt es doch eine große Reihe von Stücken, welche mit dem Namen „Mella-Teppich“ versehen werden, obgleich weder aus Mella selbst, noch aus ganz Arabien irgend welche Teppichwaare auf den europäischen Markt kommt. Im besten Falle sind die so bezeichneten Stücke Waaren, welche die Karawanen orientalischer Pilger nach Mella mitgenommen haben, um sie von dort aus nach Aegypten und vornehmlich nach Kairo weiter zu verkaufen, natürlich also Waaren der verschiedensten Art und der verschiedensten Gegenden. Die Sichtung, welche in Wien angestrebt und zum Theil wenigstens erreicht ist, verdanken wir, wie schon erwähnt, zuvörderst den österreichischen Consular-Beamten, welche lange im Orient gelebt und die Teppichwerkereien jener Gegenden

zum Gegenstand spezieller Studien gemacht haben. Es ist schwer, ja fast unmöglich, nach einzelnen, bestimmten Kennzeichen mit festen Stichworten, eine Vorstellung von dem Charakter der verschiedenen Waaren zu geben. Ja, selbst wenn wir die Abbildungen zu Hilfe nehmen, von denen uns hier eine Reihe zu Gebote steht, so bleibt eine ganz sichere Festlegung des Typus, wie wir sie etwa bei naturwissenschaftlichen Objecten vornehmen könnten, unmöglich. Eine Abbildung giebt besten Falles das Muster. Die Muster aber selber sind durch die vielfachen Berührungen, welche die orientalischen Völker unter einander haben, über weite Strecken hin verbreitet, und wenn wir auch einige Gruppen von Mustern bestimmten Völkern mit einiger Sicherheit zuweisen können, so bleibt trotzdem das unsichere Gebiet sehr groß, besonders wenn es sich um geometrische Muster handelt, welche den orientalischen Teppichen vorzugsweise eigen sind und doch wieder einen so wenig bestimmbar Charakter haben. Die Kennerschaft der Herren, welche lange im Orient gelebt haben, bezieht sich zum großen Theil auf die eigenthümliche Qualität, auf den Gesamt-Charakter des Stückes, die eigentliche Kenntniß der Waare als solcher. Wenn es auch nicht möglich ist, diese Kennerschaft ohne Weiteres zu übertragen, so dürfen wir doch als bleibenden Gewinn von der Ausstellung die Kenntniß gewisser Gruppen davontragen, welche sich bei eingehender Betrachtung dem Beschauer nachdrücklich einprägen.

Zunächst erkennen wir die Gruppe der Smyrna-Teppiche, welche bei uns bis noch vor einem Jahrzehnt fast die einzige weit verbreitete Art orientalischer Teppiche bildete, und welche für die Schmiedeburger und sonstigen schlesischen Fabrikate das eigentliche Vorbild gewesen ist. Sie sind ziemlich grob geknüpft, langhaarig, mit kräftigen Mäßen, meist nur zwei bis drei Farben enthaltend, Roth, Grün, Blau, gelegentlich etwas Gelb; die Muster bilden eine Art von phantastischem Blattwerk, welches keine besondere Beachtung beansprucht, aber in seinen tiefen und latten Farben einen warmen und harmonischen Eindruck macht. Hier in Smyrna hat man, wie erwähnt, zuerst und zwar schon im 17. Jahrhundert angefangen, für europäischen Bedarf auf Bestellung zu arbeiten, und die Möglichkeit, Producte in bestimmten Größen und Qualitäten zu erlangen, hat vorzüglich zum lebhaften Export dieser Waare beigetragen, der auch jetzt noch keineswegs besiegt ist. Wir lernen auf der Ausstellung, wie Smyrna auch nur ein Gattungsname für eine große Gruppe kleinasiatischer Teppiche ist. Wir lernen die feiner gearbeiteten Teppiche kennen, die in Girdes noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts gearbeitet wurden und von denen wir in der vorigen Nummer eine Abbildung gebracht haben.

Der hauptsächlichste Concurrent von Smyrna ist seit zehn bis zwanzig Jahren das eigentliche Persien und hier vor Allem der Landstrich von Ferahan, welcher in großen Mengen diejenige Waare herstellt, welche man als den modernen persischen Teppich par excellence bezeichnen kann. Das Muster, von welchem wir eine Abbildung geben, lehrt mit geringen Abweichungen auf allen diesen Waaren wieder. Es enthält regelmäßig in Reihen gestellte Figuren von Blättern und Blüten, in vielerlei Farben, zumeist in matten Tönen auf grünlichem oder weißgrauem, gelegentlich aber auch schwarzem Grunde, die Vorien sind scharf abgeheft, mit kleineren Mäßen eingefast. Die Wolle ist kräftig, hart, kurz geschoren, die Knoten stehen eng beisammen, jedoch wir eine sehr widerstandsfähige Waare erhalten. Die außerordentliche Brauchbarkeit dieser Teppiche hat dahin geführt, daß verschiedene englische Häuser sich mitten im Lande niedergelassen haben, um für den europäischen Gebrauch dort arbeiten zu lassen. Leider hat die



Teppich der Kaschkai-Nomaden.

Concurrenz, — es wird vor Allem über die rücksichtslosen Bestellungen des Marktes von Konstantinopel geklagt, — dahin geführt, daß man in minderwerthiger Wolle und loser Knüpfung ein der guten Waare äußerlich möglichst ähnliches Fabrikat herstellt, welches aber nicht entfernt die fast unverwundliche Haltbarkeit der ursprünglichen Nachweise besitzt. Kette und Ein Schlag der Ferahan-Teppiche pflegen aus Baumwolle zu sein, die



Teppich aus Ferahan (Persien).

Preise derselben stellen sich in Wien auf vierzehn bis dreißig Mark für den Quadratmeter. Es ist zu bemerken, daß bei ungewöhnlicher Größe die Preise zunehmen, da es schwer ist, breite Massen ebenmäßig und faltenlos herzustellen. Als nahe Verwandt, aber besonders schön gelten die Teppiche von Schongagan, welches aber seit der Verwüstung der Drikschaften um 1850 nicht mehr producirt. Etwas Besonderes sind die Teppiche von Serabent, dichter gewirkt als die von Ferahan, etwas hart in der Wache, zumeist mit dem aus den indischen Shawls bekannten Palmwipfel-Muster versehen.

Im Muster vielfach ähnlich, aber in der Waare erheblich verschieden sind die Teppiche von Kurdestan, zumeist als Semne-Teppiche bezeichnet. Ganz außerordentlich fein in der Knüpfung und kurz geschoren, aus besonders feiner Wolle hergestellt, geben sie einen Stoff ab, von der Weichheit und Gleichmässigkeit eines schweren Sammets, überaus kostbar und daher zumeist für Divan-Decken verwendet. Sehr beliebt sind in diesen südlichen Städten Muster aus ganz zierlichen Blüten und Blättern, welche dicht über den Grund verstreut, das Bild einer reichen Blumenwiese entfalten.

Eine besondere Gruppe der wirklichen Perier sind die Arbeiten von Achorassan, im Muster vielfach verwandt mit denen von Ferahan, aber von einer weicheren Wolle, die langhaarig ist und sich umlegt, außerdem für den Kenner erkenntlich durch eine ungleichmäßige Schur.

Eine recht schwierige Gruppe sind die Teppiche der Kaschkai-Nomaden, eines türkischen Völkersammes, der vom Kaukasus bis tief nach Syrien herunter haust und daher eine Menge verschiedenartiger Elemente in sich aufnimmt. In diese Teppiche von überwiegend geometrischer Musterung ist vielfach Biegenhaar verarbeitet, welches denselben den feidenartigen Glanz verleiht. Sie sind sehr dicht, voll und langhaarig und äußerlich daran zu erkennen, daß an der einen Seite eine Schnur eingewirkt ist zur Verwendung des Stückes beim Aufbau des Zeltes. Diese Teppiche heißen im Handel gewöhnlich Kirmansha oder Schiraz von den beiden Marktplätzen, auf welchen sie zusammenströmen, oder auch wohl Mella aus dem oben angegebenen

Grunde. Unsere Abbildung giebt von dem gebräuchlichsten Typus derselben eine hinreichende Vorstellung.

Soweit die Muster geometrisch sind, berühren sie sich vielfach und sind daher nicht leicht zu unterscheiden von den Teppichen, welche die Völker des Kaukasus in großen Mengen produciren, und welche im Handel zumeist als Daghestan oder Derbent bezeichnet werden. Die größte Menge der bei uns verbreiteten langen und schmalen Teppichstreifen mit rein geometrischen Mustern und kräftig gezeichneten Vorien stammt dorthier.

Durch besondere Technik ausgezeichnet und bei uns ebenfalls wohl bekannt sind die Teppiche, welche man als Sumaths verkauft, ein Name, der aus dem Ortsnamen Semache verstämmelt ist. Dieselben sind nicht geknüpft, sondern durch eine Art von Wirarbeit hergestellt, welche aber nicht auf der Rückseite das Muster der Vorderseite klar zur Anschauung bringt. Es sind vielmehr mit Willen, um dem Teppich die nöthige Dike zu geben, die Fäden auf der Rückseite vielfach durchgesteckt, zum Theil läßt man die Enden flott hängen, jedoch sie sich zu einer Art von weicher Unterlage des Ganzen verbinden. Diese leicht erkennbaren Stücke werden durch unsere Abbildung hinreichend bezeichnet.

Den kaukasischen Teppichen am nächsten verwandt, trotzdem aber durch besondere Zeichnung, vor Allem aber durch ganz absonderliche Färbung als erkennbare Gruppe herausgehoben, sind die Teppiche von Central-Asien, welche erst nach der Einnahme dieses Landes durch die Russen seit etwa zehn Jahren bei uns im Handel vorkommen, gerade aber in letzter Zeit nach der Eröffnung der Wege in jene Länder hinein in sehr großer Menge auf den europäischen Markt geworfen sind. Die besten Stücke der Art werden von den Turkmenen hergestellt. Diese Teppiche sind kurzhaarig, sehr fest, von tief dunkelrother Farbe im Grunde. Das Muster ist allen Waaren des Landes gemeinsam. Auf einer quadratischen, durch Linien geführten Theilung liegen achteckige Rosetten und Sterne mit springenden Farben, gewöhnlich nur etwas Schwarz, Weiß und Braun zu dem vorherrschenden Dunkelroth. Die von den Aghanen in Khiva gearbeitete Waare ist in demselben Muster und nahezu in derselben Farbenstellung gefertigt, nur gröber und schwerfälliger. Auch in Bokhara finden sich dieselben Muster, aber in ganz loser, flodriger Waare, daneben vielerlei andere, buntere Stücke geometrischer Musterung. Bokhara aber ist es hinwiederum gewesen, welches der gesammten Waare von Central-Asien, die guten Turkmenen-Arbeiten mit eingeschlossen, den Handelsnamen gegeben hat.

Noch eine sehr wesentliche Erweiterung unserer Kenntniß brachte die Ausstellung durch die Arbeiten von Turkestan und von China. In beiden Ländern wird vielfach Seide verarbeitet. Die Muster sind zum Theil die von Persien überkommenen, aber vielfach mit chinesischen Elementen durchsetzt, bis sie im eigentlichen Lande der Mitte völlig in chinesische Formen übergehen.

Bekannt sind die Waaren von Karokko, geometrischer Musterung, ganz lose geknüpft, buntscheckig und willkürlich, überwiegend in Roth und Gelb.

Sehr vollständig tritt uns Indien entgegen, wo die englische Regierung begonnen hat, durch Zuführung guter alter Muster die Teppich-Industrie zu heben, wobei nicht nur verarmte Dörfer, sondern auch die Zulaufen der Zuchthäuser (Jails) herangezogen sind. Diese Kräfte sind zum Theil an gewissenlose Unternehmer verpachtet, jedoch eine ganz wüste, die indische Probenienz in der allgemeinen Werthschätzung tief herabsetzende Waare als „Jails“ hergestellt wird. Ebenfalls ein Product neuerer Zeit und verwaltungsmässiger Fürsorge der Regierung sind die Teppiche, die nach orientalischer Art in Bosnien gearbeitet werden.

Bekannt sind die Waaren von Karokko, geometrischer Musterung, ganz lose geknüpft, buntscheckig und willkürlich, überwiegend in Roth und Gelb.

Sehr vollständig tritt uns Indien entgegen, wo die englische Regierung begonnen hat, durch Zuführung guter alter Muster die Teppich-Industrie zu heben, wobei nicht nur verarmte Dörfer, sondern auch die Zulaufen der Zuchthäuser (Jails) herangezogen sind. Diese Kräfte sind zum Theil an gewissenlose Unternehmer verpachtet, jedoch eine ganz wüste, die indische Probenienz in der allgemeinen Werthschätzung tief herabsetzende Waare als „Jails“ hergestellt wird. Ebenfalls ein Product neuerer Zeit und verwaltungsmässiger Fürsorge der Regierung sind die Teppiche, die nach orientalischer Art in Bosnien gearbeitet werden.



Teppich der Turkmenen.



Teppich aus dem Kaukasus.

Rachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Reisefocher. — Viele unserer Leserinnen werden wissen, daß es für einzelne Damen auf Reisen und in der Sommerfrische kaum etwas Practischeres giebt, als einen Reisefocher, welcher gestattet, zu jeder Zeit eine Tasse Kaffee oder Thee in gewohnter Weise zu bereiten; auch die Herstellung einer leichten Eierpeise, das Wärmen eines Blüthen-Gemüses oder das Kochen frischer Eier ist oft von nicht zu unterschätzendem Werthe. Einen besonders practischen, wenig Raum beanspruchenden Kocher (siehe Bezugsquellen) stellt die kleine Abbildung dar. Aus Nickel gefertigt, dient die größere, hohe Cafferole zur Bereitung von Thee und Kaffee, zu welchem Zwecke man das gefüllte Thee-Gi oder Kaffeesieb, am Deckel des Behälters hängend, in das Wasser einsetzt. Zum



Kochen der Eier bedient man sich des auf Füßchen ruhenden durchbrochenen Einfaßes; die niedrige Cafferole, welche mit der anderen gemeinschaftlich einen einzuschraubenden Griff hat, erleichtert die Bratpanne. Als Brennmaterial ist Alkohol gewählt, von welchem so lange auf die Dampfe gegossen wird, als die Asbest-Faser Flüssigkeit einfaßt; die Flamme kann beliebig regulirt werden. Alle Einzelheiten des practischen Apparates finden in der großen Cafferole Aufnahme, welche selbst in die Koffer, und hierauf das Ganze zusammen in einen mit schwarzem Leder bezogenen Carton gestellt wird.

Seekrankheit. — Eine abscheuliche Krankheit! Ich kenne Viele, namentlich Damen, die schon auf kurzen Seereisen unter ihr Kläglich zu leiden haben, und ich selbst habe auf einer orientalischen Spritour die alte Ursache, daß auch ein Kameeltritt seekrankheitsartige Erscheinungen hervorrufen kann, an meinem eigenen Körper bewahrt gefunden. Mit dem „Schiff der Wüste“ werden ja jedenfalls die Wenigsten unserer Leserinnen zu thun bekommen, — wie aber beugt man am besten der veritablen Seekrankheit vor? Gsell-Fels schlägt in seinen Handbüchern eine Mischung von 1/2 Gr. Chloral, 25 Gr. desillirtem Wasser, 30 Gr. Kistlerbeeren-Syrup und 1 Tropfen Pfefferminz-Essenz als erprobtes Mittel vor. Eine Dame, die vor Jahren mit mir zu Schiff von Neapel nach Palermo fuhr, genoss diese Mischung unmittelbar vor der Abfahrt des Schiffes, — und fünfzehn Minuten später lag sie stöhnend in ihrer Kajüte. Das Mittel hatte bei ihr nicht angeschlagen, — vielleicht hilft es Anderen! Ich für meine Person kann allen seefahrenden Touristen nach eigenen Erfahrungen nur folgende Rathschläge geben:

1. Man suche sich ein gutes Schiff, keinen Klapperkasten, aus. In Italien z. B. benutze man nur die Schiffe der französischen und österreichischen Gesellschaften, nicht die der italienischen Schiffahrt-Compagnien, die meist so viel zu wünschen übrig lassen, daß man schon in den Häfen seekrank werden kann.
2. Man nehme vor der Abfahrt unter allen Umständen eine kleine Mahlzeit zu sich: ein Beefsteak oder sonst ein gutes Stück Fleisch und ein Glas Wein.
3. Man strecke sich bei gutem Wetter auf Deck, und zwar in der Mitte des Schiffes, wo das Schaukeln am wenigsten empfunden wird, auf einer Bank oder zwei Stühlen möglichst horizontal aus und vermeide es, die Wellen zu betrachten. Bei schlechtem Wetter lege man sich in das Kabinen-Bett. (Auch bei der Wahl der Kabine nehme man, wenn man nicht festest ist, nur solche, die nach der Mitte des Schiffes zu liegen.)
4. Tritt der Beginn der Uebelkeit ein, so hilft oft ein Schluß Cognac, besser noch ein Glas Seltz; auch einige Tropfen Citronensaft auf Zucker sind für mich schon eine Wohlthat gewesen. Will der Magen absolut nichts mehr bei sich behalten, so nehme man kleine Eisstückchen, auf die man einen Tropfen Cognac träufelt. Man bewege sich so wenig wie möglich und halte Leib und Magen warm.

Hilft Alles nichts, dann weiß ich als bestes Erfrischungsmittel den Trost, daß Alles ein Ende haben muß: man denke an den Schluß der Seefahrt! Das hat mich manchmal ausrecht erhalten, während rings um mich lebendige Leichen stöhnten. — t.

Etwas zur Fußpflege auf Reisen. — Zur Abhärtung und Frischerhaltung der Füße bei Gebirgstouren haben wir sogenannte Doppelbäder stets sehr wohl gethan. Man stellt zwei Gefäße, eines mit kaltem und eines mit ziemlich warmem Wasser, neben einander, badet dann zuerst den einen Fuß in dem warmen Wasser und stellt ihn sodann ohne abzutrocknen in das kalte. Hierauf trocknet man den Fuß gehörig durch Reiben mit einem Tuche, belleidet ihn wieder und verfährt nun in gleicher Weise mit dem anderen Fuße.

Diese Prozedur erzielt neben der Abhärtung auch auf der Stelle eine gleichmäßige Erwärmung der Füße. — Nach dem Bade kann man zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit die Füße auch noch mit Branntwein, Arnica oder Fett, bei starker Transpiration mit einem in Salicyl-Lösung getauchten Lappchen einreiben. — Hornhaut erweicht man in lauem Wasser und schabt sie mit dem Messer ab. Bei Durchziehung einer Blase mit einem Wollfaden verläume man nicht, beide Gegenstände vorher in kochendes Wasser zu legen. S. J.



Rachdruck verboten.

Die Sparjamkeit ist eine Tugend, die gar nicht früh genug gelehrt werden kann, und Mittel, welche die Kinder zur Bethätigung derselben anhalten, sind daher stets mit Freuden zu begrüßen. Eine der artigsten Erfindungen auf diesem Gebiet ist die „automatische Sparlampe“, welche kürzlich von einer bekannten Chocoladen-Fabrik (siehe Bezugsquellen) in den Handel gebracht wurde. Der zierliche Apparat ist eine Nachbildung der bekannten Chocoladen-Automaten in verkleinerter Form und so eingerichtet, daß die Kinder, wenn sie zehn Pfennig gespart haben, ein Täfelchen Chocolate bekommen. Wer die Kindesnatur kennt, der wird wissen, daß den Kleinen damit ein mächtiger Anreiz gegeben ist, der ohne Zweifel bereits einmal gute Früchte tragen kann. Wir möchten die reizende Neuheit unseren Leserinnen hiermit bestens empfohlen haben.

Zwar haben wir längst und allgemein dem Einmachen der Früchte in Blechbüchsen den Vorzug zuerkannt, dennoch wird manche Hausfrau bei einer Fruchtart nicht immer vollkommen zufrieden gestellt sein. Es sind die Erdbeeren, die leicht ihre schöne rothe Farbe einbüßen, und obgleich man dieselbe einigermaßen herstellen kann, wenn man nach dem Öffnen der Büchsen dem Saft wenige Tropfen Alkermes zusetzt, so fehlt doch die natürliche Frische. Diese zu erhalten empfehlen wir folgendes einfache Mittel: Man schneide von Pergamentpapier zwei runde Stücke, in der Größe des Bodens und Deckels der zu benutzenden Büchse, lege das für den Ersteren bestimmte hinein, bedecke die Seitenwände ebenfalls mit passendem Papier, fülle Früchte und Zucker hinzu, thue das zweite Stück auf die Beeren, lasse verlöthen und loche in gewohnter Weise; der Erfolg ist ein trefflicher. E. R.

Für eine Tafel, die Anspruch auf gute Ausstattung erhebt, gilt ein besonderes Silber-Servicé für den Nachtmahl als unentbehrlich, und wenn früher die Kuchenschaukel das einzige Zierstück ausmachte, so bedürfen wir außer dieser heute des Gismessers, des flachen Löffels und verschiedener kleiner Gabeln für petits fours und feines Confect. In den letzten Jahren fast ausschließlich an die lustigen, krausen Figuren des Rococo gewöhnt, die das Kunsthandwerk zur Mode erhob, zeigt unsere Zeichnung ein neues, reiches Muster, das wiederum die schönen, edlen Formen der Renaissance trägt. Gol-



big heben sich die Löffelschalen von den grau oxidirten silbernen Stielen, die Feinheit des Tones mit dem der Zeichnung zu angemuthigstem Ausdruck bringend. Neu ist die Form des Gismessers, das halbmondförmig, dem krummen Türkenfädel gleichend, kräftig die harte Masse theilt, originell die eine der kleinen Gabeln mit dem



Dreizack und dem Widerhaken der Harpune, die fest hält, was sie aufspieckt; auch Kuchenschaukel und Zuckerlöffel zeichnen sich durch den Reiz ihrer Ornamente aus, und so dürfen wir das Ganze als eine beachtenswerthe Neuheit empfehlen. Zum Serviren von Wein und Fruchtstäben, auch für Liqueure, giebt es silberbeschlagene Kannen aus glattem oder gerisfeltem Kristall in verschiedener Größe, welche jedem Tische zur Zierde gereichen. E. R.

Sacharin, ein vor einigen Jahren entdecktes, aus den Derivaten des Steinkohlentheers gewonnenes „Süßmittel“, wurde zunächst ärztlicherseits für Zuckerkranker angewendet, denen es eine Bereicherung ihrer eng begrenzten Kost gestattete und den verbottenen Genuß des Zuckers erlegte. Kein Nahrungsmittel, ist es gleich dem Salz, Essig, Vanillin zc., nur eine Würze für Speisen, ein Genussmittel. Es besitzt weder die nährenden, — fett machenden, — noch die säuernden Eigenschaften des Zuckers, ist aber 300 Mal süßer als dieser. Selbst in einer Verdünnung von 1:1000 noch von intensiv süßem, angenehmem Geschmack, liegt der Schwerpunkt seiner eigentlichen Bedeutung auch wohl heute noch in der Anwendung für Zuckerkranker, die angeblich Brod, Kuchen und sämtliche Getränke, welche mit Sacharin gewürzt wurden, unbeschränkt genießen können. Welchen Platz das neue Erzeugniß im Haushalte einzunehmen bestimmt ist, muß die Zukunft lehren, es fehlt hierfür noch die genügende Erfahrung. Ein weiteres Eingehen auf dieses Thema, das vielfach wissenschaftlich erörtert wurde und wachsendes Interesse hervorruft, würde zu weit führen; denjenigen unserer Leserinnen, welche einen Versuch in der Küche wagen wollen, empfehlen wir die von Frau Lina Morgenstern herausgegebenen 100 Recepte mit Anwendung von Sacharin, vorzüglich für den Gebrauch für Zuckerkranker berechnet. (Siehe Bezugsquellen.)



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Wasserdichte. — Als langjährige Abonnentin Ihres geschätzten Blattes erlaube ich mir folgende Anfrage zu stellen: Durch welches Verfahren kann man Wasserdichte (neu) wasserdicht machen, damit sich dieser Stoff, der zu einem Staudmantel verarbeitet werden soll, auch zu einem Regenmantel eignet? U. Th., Meh.

Soda. — Ist die Anwendung von Soda der Wäsche schädlich? Marie K. bei Bromberg.

Ritt für ein Aquarium. — Läßt sich ein Aquarium vollständig wasserdicht kisten? Marie B. in Tilsit.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Wasserdicht (56). — Wenn es auch nicht möglich ist, den lieblichen Wasserdicht ohne besondere Apparate und umständliche Behandlung zu gewinnen, denn er ist besonders zarter und vergänglicher Natur und kann nur durch Maceration und Absorption erlangt werden, so lassen sich doch auch die Weiden zu Toilettenzwecken im Hause auf mancherlei Weise verwerthen. Die Blumen müssen aber immer bei trockenem Wetter gepflückt, frisch und in voller Blüthe, ohne Stengel und Blattwerk sein. Wenn man die duftenden Frühlingsblumen in einem Porzellan- oder Glasgefäß lagenweise mit Salz überstreut, so erhält man ein angenehmes Nischenmittel, ebenso wenn man starken, reinen Weingeist auf ein mit Weiden angefülltes Glas gießt und gut verschlossen stehen läßt. Durch Zusatz von Wasser und Zucker läßt sich hieraus auch ein feiner Liqueur herstellen. Werden die blauen Weidenblumen von den Kelchen befreit und in einer Flasche mit gutem Weineßig übergossen, so nimmt derselbe nach einiger Zeit eine schöne violette Farbe und den angenehmen Geruch der Weiden an. Man seigt ihn durch und bewahrt ihn in wohlverschlossenen Flaschen. Besonders empfehlenswerth ist das Verfahren mit Glycerin, wie es in Nummer 22 des vorigen Jahrganges auf Seite 176 angegeben ist. E. M. in Poppo.

Grasflecke (56). — Da meine Jungen fleißig botanisiren, bleibt es auch nicht aus, daß sie von ihren Wanderungen Grasflecke in den Turn-Anzügen heimbringen. Solange diese Flecke frisch sind, lassen sie sich leicht durch Auswaschen mit Spiritus entfernen. Die alten, durch ungelungene Behandlung dunkel gewordenen Flecke erfordern aber stärkere Mittel. Versuchen Sie es mit mäßig verdünnter Salzsäure; die damit betrapften Stellen müssen aber nachher tüchtig mit Regenwasser und Seife nachgewaschen werden. Ebenso könnte die Anwendung von Keesal gute Dienste thun; die angefeuchteten Flecke werden mit einer starken Keesal-Lösung benetzt und gelinde gerieben. Wie bekannt wird durch die Gegenwart von Jinn die Wirkung des Mittels beschleunigt und verstärkt; deshalb bedient man sich entweder beim Reinigen eines Zinngefäßes oder streicht mit einem Zinnlöffel einige Male über die betreffenden, mit Keesal behandelten Stellen. Selbstverständlich ist auch hierauf fleißiges Nachwaschen und Ausspülen erforderlich. R. Sp. in Magdeburg.

Rhabarberwein (72). — Ich habe mehrfach nach verschiedenen Recepten Rhabarberwein bereitet und kann Ihnen namentlich das folgende Verfahren, das ein aromatisch kräftiges, champagne-ähnliches Getränk liefert, bestens empfehlen. Die Rhabarberstauden werden im Juni und zum zweiten Male Anfang August geschnitten. Nachdem ich die Blattstiele und starken Rippen geschält habe, zerschneide ich sie in dünne Scheiben, thue sie in ein sorgfältig gereinigtes Holzgefäß und gieße Wasser darüber. Auf jedes Kilo rechne ich ein Liter Wasser, also auf 25 Kilo, die schließlich etwa 34 Liter Wein ergeben, 25 Liter. Die Masse bleibt neun Tage mit einem Tuche bedeckt stehen und wird täglich einige Male mit einem Stäbchen umgerührt. Hierauf füge ich dem angegebenen Quantum den Saft von 18 Citronen hinzu, die ich vorher auf dem für den Wein bestimmten Zucker abgerieben habe. Die Flüssigkeit muß dann durch die Beerenpresse gehen oder durch ein grobes Tuch gepreßt werden. In dem gewonnenen Saft wird der Zucker aufgelöst; da ich einen süßen, starken Wein liebe, lasse ich mit dem Zucker nicht, sondern rechne auf das Liter Wasserzucker 1/2 Kilo Zucker, also auf mein Quantum 18 1/2 Kilo. Der auf ein gut gereinigtes Faß gefüllte Saft wird nach erfolgter Gährung im October von der Hefe gezogen und im Februar mit etwa 5 Gr. Sausenblase, welche in 2 Liter Wein aufgelöst worden, geklärt. Wie bei Obstweinen ist es zweckmäßig, den Wein nach Verlauf von weiteren sechs Wochen nochmals abzugiehen und dann fest zu versenden, bis man ihn nach einigen Monaten auf Flaschen füllt. Will man den Wein noch mehr veredeln, so kann man nach dem Abziehen von dem Bodenfaße eine halbe Flasche Cognac hinzufügen. Trotz dieses Zusatzes und der reichlichen Vermischung von Zucker und Citronen stellt sich der Wein doch kaum auf 60 Pf. pro Liter. R. v. G. in Baden.